



IMPRESSUM

Herausgeber:
Gesellschaft zur Förderung der Literatur aus
Afrika, Asien und Lateinamerika e.V.
Reineckstr. 3, D-60313 Frankfurt a.M.
Postfach 10 01 16, D-60001 Frankfurt a.M.
Tel. 069 / 2102-113
Fax 069 / 2102-287
E-Mail: djafari@book-fair.com
www.litprom.de

.....

Verantwortliche Redakteurin: Anita Djafari
unter Mitarbeit von: Antje te Brake, Petra Kassler,
Eva Massingue, Peter Ripken, Antonia Stock

Mitarbeiter dieser Ausgabe:
Myriam Alfano, Angelica Ammar, Ute Evers,
Alice Grünfelder, Ann-Kathrin Häfner,
Eva Karnofsky, Silke Kleemann, Manfred Loimeier,
Andrea Pollmeier, Jürgen Sander,
Elvira Treffinger, Andreas M. Widmann

Gestaltung: Renate Schlicht

.....

Verleger und Vertrieb:
Gesellschaft zur Förderung der Literatur aus
Afrika, Asien und Lateinamerika e.V.
Druck: Hassmüller, Frankfurt
Erscheinungsweise: viermal jährlich
Bezugsbedingungen:
€ 20,- jährlich einschl. Versandkosten;
das Abonnement verlängert sich automatisch,
wenn es nicht bis zum 30. September
gekündigt ist. Einzelpreis € 5,00
Gefördert vom Evangelischen Entwicklungsdienst
durch die Aktion Bildung und Publizistik (ABP)
Bitte teilen Sie Änderungen
der Bezugsanschrift rechtzeitig mit.

.....

Copyright: **LiteraturNachrichten**
Für die Übersetzungen bei den Übersetzern.
Nachdruckgenehmigung wird gerne erteilt.
Unverlangt eingesandte Beiträge werden geprüft,
telefonische (Vorab-)Anfrage ist sinnvoll.
Leserbriefe sind willkommen.

.....

Zurzeit gilt Anzeigenpreisliste
Nr. 7 vom 1. 1. 2007



EDITORIAL

Lesen Sie Bücher? Diese Frage, von einer Schweizer Wochenzeitschrift kürzlich als Umfrage gestartet, brauchen wir Ihnen ganz sicher nicht zu stellen. Und ganz bestimmt gibt es unter Ihnen auch nicht wenige, die **Hundert Jahre Einsamkeit** von Gabriel García Márquez nicht nur gelesen haben, sondern die sich von diesem Buch haben verzaubern und mitnehmen lassen in eine andere Welt, auf einen anderen Kontinent. Damals, vor über 30 Jahren, setzte der Boom der lateinamerikanischen Literatur ein, und wir fragen heute mit unserem Schwerpunktthema **Literaturkontinent Lateinamerika**, was eigentlich daraus geworden ist. Wir haben uns erkundigt, welche neuen Stimmen von dort zu hören sind und was sie uns heute mitzuteilen haben, welche Entdeckungen für die Verlage zu machen sind und was diese über die Vermarktung und Rezeption hierzulande zu sagen haben.

Wahre Pionier- und unermüdliche Aufbauarbeit für die Verbreitung der luso- und hispanophonen Literatur im deutschsprachigen Raum hat eine Frau geleistet, die uns in diesem Jahr für immer verlassen hat: unsere Kollegin, Weggefährtin, Freundin und langjährige Zweite Vorsitzende der „Gesellschaft“, die Literaturagentin und Übersetzerin Prof. Ray-Güde Mertin. Ihr widmen wir dieses Heft in dankbarer Erinnerung.

Aber natürlich gibt es in den **LiteraturNachrichten** auch wieder viel Neues aus anderen Ländern zu entdecken. Besonders schön fanden wir die Kurzgeschichte der jungen pakistischen Autorin Bina Shah, die uns zudem mit der Zusammenfassung ihrer aktuellen Befindlichkeit in einem krisengeschüttelten Land, das sich gerade wieder im Ausnahmezustand befindet, sehr berührt hat.

Dieses Editorial ist mein erstes in dieser einzigartigen Zeitschrift. Ich freue mich über die Aufgabe, als verantwortliche Redakteurin das fortzusetzen und weiter zu entwickeln, was Peter Ripken gemeinsam mit seinem Team erfolgreich über viele Jahre aufgebaut hat. Auf seine Mitwirkung und ausgeprägte Meinungsfreudigkeit wollen wir auch in Zukunft nicht verzichten. Eine Kostprobe gibt es in der neu eingerichteten Kolumne, die er im Wechsel mit Ilija Trojanow und anderen Autoren schreiben wird.

Bleiben Sie uns treu, empfehlen Sie uns weiter und freuen Sie sich im neuen Jahr auch wieder auf ein neues spannendes Programm im ANDEREN Literaturklub mit Büchern, die „Eintrittskarten zu den verborgenen Winkeln eines anderen Lands und seiner Bevölkerung“ sein können, wie ich es bei Amos Oz neulich gelesen habe. Er sagte in seiner Dankesrede zur Verleihung des Prinz-von-Asturien-Preises außerdem: „Wenn ihr Frieden zwischen den Menschen herstellen wollt, solltet ihr mehr über die anderen lesen. Ich behaupte gar nicht, dass das Lesen von Romanen die Welt verändern kann. Es ist aber einer der besten Wege, um zu verstehen, dass sich letztlich alle Menschen nichts dringender wünschen als Frieden.“

Aber Sie lesen ja Romane! Wir wünschen Ihnen an den bevorstehenden langen Winterabenden und Feiertagen dafür viel Zeit und Muße.

Anita Djafari

INHALT

Thema	Literaturkontinent Lateinamerika nach dem Boom oder Wo liegt eigentlich Macondo?	4
	Verrückte Welt – Juan Carlos Onetti, Uruguay	8
	Was ist eigentlich lateinamerikanische Literatur?	10
Poesie	Manuel Fernandez, Peru: Lyrik zwischen Panzern	12
Thema	Lateinamerikas neue Stimmen	14
Porträt	Pablo Ramos, Argentinien: Einer, der das Leben wählt	15
Gespräch	Santiago Roncagliolo, Peru: Der ganz normale Terror	18
Prosa	Teresa Ruiz Rosas, Peru / Deutschland: Die verwandelte Frau	20
Übersetzerin	Aus der Übersetzerwerkstatt berichtet: Susanna Mende	22
Gespräche	Mandira Sen, Indien: Samya bedeutet Gleichheit	24
	Aminatta Forna, Sierra Leone / England: Ich habe diese Geschichten niemals zuvor gehört	28
Porträt	Marie-Célie Agnant, Haiti/Kanada: Phantome der Erinnerung	30
Prosa	Bina Shah, Pakistan: Die gute Ehefrau	
	Salwa Bakr, Ägypten: Tiere	32
Büchermenschen	Sabine Giersberg, Übersetzerin: Von Wahlverwandschaften und dem Glück einer lebenslangen Liebe	34
Nachruf	Cyprian Ekwensi, Nigeria (1921-2007)	36
Buchwelten	Philip Thapa, Verleger, Nepal / Deutschland / USA: Bücher gegen Klischees	37
In eigener Sache	Autorinnen aus Afrika – Eine Tagung in Iserlohn	38
Buchwelten	Lothar Lutze, Übersetzer, Professor, Deutschland / Indien	40
Kolumne	Peter Ripken fragt: Dissidenz als Erfolgsrezept?	41
Nachrichten	Deutschland: Literarische Agentur Mertin wird weiter geführt	42
	Indien / Niederlande: Träumende Finger	
	Iran: Roman von Gabriel García Márquez verboten	43
	Libanon: Verein arabischer Kinder- und Jugendbuchliteratur neu	
Preise	Argentinien / Kuba, Schweden / Panama / Martinique / Zimbabwe / Algerien, Deutschland / Korea	44
Rezensionen	Chinua Achebe, Nigeria: Okonkwo oder das Alte stürzt. Hörbuch	46
	Salim Alafenisch, Palästina / Deutschland: Die Feuerprobe	47
	Khalid al-Maaly, Irak / Deutschland: Rückkehr aus dem Krieg	
	Dionne Brand, Trinidad / Kanada: Wonach sich alle sehnen	48
	Ricardo Piglia, Argentinien: Kurzformen. Babylon, Borges, Buenos Aires	49
	Sergio Pitlor, Mexiko: Die Kunst der Flucht	
	Domingo Faustino Sarmiento, Argentinien: Barbarei und Zivilisation. Das Leben des Facundo Quiroga	50

Eva Karnofsky

Literaturkontinente

Der Boom
ist vorbei
oder
Wo liegt
eigentlich
Macondo?



© ????????

Magischer Realismus, in Ehren ergraute Väter, erfolgreiche Töchter, Exotik, beste Unterhaltung und Solidarität mit den Unterdrückten der Diktaturen, das verbinden wir mit lateinamerikanischer Literatur, aber eher auch mit „gestern“ oder „vorgestern“. Eva Karnofsky hat sich für uns in der deutschen Verlagslandschaft umgehört, wie es heute mit neuen, jüngeren Autorinnen und Autoren aus Lateinamerika aussieht.

nt Lateinamerika



© Unionsverlag

© Alejandra López / SV



Fotos von links
nach rechts:
Gabriel Truillo Muñoz,
Prieto,
Leonardo Padura,
Sergio Olguin,
Pablos Ramos

© Privat

Juan Rulfo, Mario Vargas Llosa, Carlos Fuentes, Jorge Amado oder Gabriel García Márquez

hatten mit ihren bahnbrechenden Romanen **Pedro Páramo** (1953), **Das grüne Haus** (1962), **Der Tod des Artemio Cruz** (1964), **Dona Flor und ihre zwei Ehemänner** (1966) und **Hundert Jahre Einsamkeit** (1967) längst in vielen Ländern Erfolg, nur in Deutschland ließ der Durchbruch des „Magischen Realismus“ auf sich warten. Einige Titel wurden mit einer Verspätung von Jahren übersetzt. Erst seit der Frankfurter Buchmesse 1976 mit dem Gastkontinent Lateinamerika und dem Berliner Horizonte-

Festival 1982 erkannten immer mehr deutschsprachige Verlage, dass hispanoamerikanische Literatur etwas zu bieten hatte: eine unbekannte, wilde Natur, raue Machos, sinnliche Frauen, grausame Diktatoren und eine hierzulande unbekannt magische Wahrnehmung des Alltags, mit unbändiger Erzählfreude dargeboten.

Die Politik trug dann Ende der Siebziger-, Anfang der Achtzigerjahre einiges dazu bei, Lateinamerika in den Mittelpunkt des Interesses zu rücken. Es war die Zeit der Befreiungsbewegungen, und nur zu gern identifizierte sich die deutsche Linke mit den Guerilleros in Nicaragua, El Salvador oder Kolumbien. Nachdem die Generation der 68er den Marsch durch die Institutionen angetreten hatte und dieser sich als zäh und oftmals langweilig herausstellte, kam ein wenig Revolutionsromantik gerade recht. Und bis ins bürgerliche Lager hinein reichte die Abscheu für die Militärs, die landauf, landab Menschenrechte mit Füßen traten. Die zweite Generation der „magischen Realisten“, Isabel Allende (**Das Geisterhaus**,

Suhrkamp 1984), Gioconda Belli (**Die bewohnte Frau**, Peter Hammer 1988) oder Antonio Skármeta (**Mit brennender Geduld**, Piper 1983), schrieb denn auch über jene heldenhaften Männer und Frauen, die sich den Diktatoren widersetzen und erzielte damit Auflagen, an die die „Väter“ (Rosario Castellanos war eine der wenigen „Mütter“) nur selten heranreichen, nicht zuletzt, weil es ihnen gelang, auch ein Publikum anzusprechen, das in der Literatur weniger Originalität, sondern vor allem Exotisches und Unterhaltung suchte.

Die Frankfurter Buchmessen von 1992 und 1994, die sich Mexiko und Brasilien widmeten, „waren weitere Marksteine in der Verbreitung der lateinamerikanischen Literatur und trugen zu ihrer Konsolidierung auf dem deutschsprachigen Buchmarkt bei“, schreiben die Literaturwissenschaftler Diana von Römer und Friedhelm Schmidt-Welle in ihrem kürzlich erschienenen Sammelband **Lateinamerikanische Literatur im deutschsprachigen Raum** (Vervuert 2007), der die inzwischen über fünfzigjährige Geschichte der „Latinos“ hierzulande aufarbeitet und auch die Rezeption in der DDR einbezieht. Nun gehe es darum, das erreichte Niveau zu halten und möglichst noch auszubauen, wünschen sich die Autoren von Römer und Schmidt-Welle. Nicht zuletzt sind es wieder die politischen und sozialen Verhältnisse, die dies erschweren. Nach und nach kehrten die Militärs in ihre Kasernen zurück, die Rebellenbewegungen gehören – mit Ausnahme Kolumbiens – der Vergangenheit an und, zumindest formal, werden die meisten Länder heute demokratisch regiert. Zwar bedeutet dies nicht, dass sämtliche Probleme gelöst wären, denn die Defekte der jungen Demokratien sind vielfältig, doch zumindest aus Sicht der Medien hat Lateinamerika offenbar viel von seinem Reiz verloren. Rechtsunsicherheit, Korruption oder Armut sind nicht der Stoff, aus dem man große Reportagen webt, sie sind allenfalls noch für kleine Meldungen gut. Nicht nur, dass Lateinamerika somit aus dem Zentrum des politischen Interesses der Deutschen gerückt ist – auch die Literatur, die unter den veränderten Bedingungen entsteht, wendet sich zwangsläufig neuen, weniger exotisch-romantischen Themen zu. Zudem leben drei Viertel aller Lateinamerikaner heute in Städten und nicht mehr in den unbekanntem Gefilden von Macondo oder Piura, was sich auch in der Literatur niederschlägt.

„Man muss ein Bewusstsein dafür schaffen, dass der Boom endgültig vorbei ist, dass der magische Realismus der Vergangenheit angehört, Lateinamerika aber trotzdem sehr viel zu bieten hat“, sagt auch Michi Strausfeld, die seit über dreißig Jahren bei Suhrkamp für lateinamerikanische Literatur zuständig ist und auf eine beeindruckende Liste von übersetzten Autoren und Titeln zurückblicken kann. „Die jungen Schriftsteller sind wie wir mit Film, Fernsehen und Computern aufgewachsen, in Millionenstädten mit der ihnen eigenen Gewalt zudem. Das hat sie geprägt“, erklärt Strausfeld, und so habe sich auch die Literatur gewissermaßen globalisiert. Zudem seien lateinamerikanische Autoren kosmopolitisch geworden: Sie haben im Exil gelebt, im Ausland studiert, sie reisen viel: „Man kann sie nicht einmal mehr auf einen kleinen gemeinsamen Nenner bringen.“

Michi Strausfeld pflegt zwar auch weiterhin die etablierten Autoren wie etwa den Kolumbianer Fernando Vallejo, dessen Autobiographie **Die**

blauen Tage im Herbst 2008 erscheint, hat sich aber auch vorgenommen, dem „Panorama der jungen Stimmen“ auf dem deutschen Markt Gehör zu verschaffen. Die Sujets sind ebenso unterschiedlich wie der Stil. Da erzählen die beiden Argentinier Sergio Olguín (**Die Traummannschaft**, 2004) und Pablo Ramos (**Der Ursprung der Traurigkeit**, 2007, s. auch Rezension S.xy) vom Leben in den Vorstädten von Buenos Aires, die Chilenin Carla Guelfenbein (**Die Frau unseres Lebens**, ersch. Frühjahr 2008) befasst sich mit einer Frau, die zwischen zwei Männern steht, und der Kubaner José Manuel Prieto (**Rex**, ersch. Frühjahr 2008) setzt sich mit der russischen Mafia an der spanischen Costa del Sol auseinander. Der Peruaner Santiago Roncagliolo arbeitet in **Roter April** (ebenfalls Frühjahr 2008) ein dunkles Kapitel der Geschichte seines Landes in einem Politthriller auf: Es geht um die Zeit, als der Leuchtende Pfad Peru tyrannisierte beziehungsweise um den Terror schlechthin.

Sein Landsmann Alonso Cueto widmet sich in **Die blaue Stunde** (Berlin Verlag, Berlin 2007) ebenfalls jener Zeit, darin geht es jedoch vor allem um die Frage, wie die nachfolgende Generation mit der Schuld umgeht, die die Väter damals auf sich geladen haben, wenn sie die Menschenrechte im Namen des Staates verletzen.

Die blaue Stunde war der erste iberamerikanische Roman, den Ann-Catherine Geuder in diesem Frühjahr in das Programm des Berlin Verlags aufgenommen hat, und ihr Ziel ist es, dort und bei Bloomsbury Berlin künftig jedes Jahr möglichst ein bis zwei lateinamerikanische Titel herauszubringen. Der Beginn war vielversprechend: „Das Buch verkauft sich, es gab etliche positive Rezensionen und Cuetos Lesungen waren gut besucht.“ Im großen Feuilleton sei es allerdings heute schwer, mit neuen Autoren aus Lateinamerika durchzudringen, deren deutsche oder angelsächsische Kollegen hätten es da um Einiges leichter, so Geuders Eindruck. „Man konzentriert sich auf die großen Autoren. Die Vielfalt von Stilen und Themen macht es den Rezensenten zudem schwer, die neue lateinamerikanische Literatur einzuordnen“, vermutet Ann-Catherine Geuder. Cuetos nächster Roman **Das Flüstern der Walfischfrau**, erscheint im Frühjahr. Geuder freut sich, dass der Autor in dem neuen Roman ein „universelles“ Sujet angeht, nämlich den Zwang zur gesellschaftlichen Konformität und den Körperkult, und sie glaubt, damit ein noch breiteres Publikum ansprechen zu können. Im Herbst wird dann der 2006 in Spanien mit dem renommierten Tusquets-Preis ausgezeichnete Roman **Los Ejercitos** (der deutsche Titel steht noch nicht fest) des Kolumbianers Evelio Rosero erscheinen, der den kolumbianischen Bürgerkrieg und dessen Unterstützung durch den Drogenhandel thematisiert. Da darf man also wieder auf Lokalkolorit gespannt sein.

Autochthones verlangt Thomas Wörtche, bis vor kurzem Herausgeber der Spannungsreihe „Metro“ des Schweizer Unionsverlages, von seinen Autoren. Wörtche hat den deutschsprachigen Krimmarkt unter anderem um den Kubaner Leonardo Padura (**Adiós Hemingway**, 2006) und den Mexikaner Guillermo Arriaga (**Der süße Duft des Todes**, 2000) bereichert. „Eine Profilerin, die in Buenos Aires lebt und einen *serial killer* jagt, der in Rom illegale Dokumente an das kroatische Opus Dei verscherbelt – das läuft bei mir nicht. Die Themen müssen schon vor Ort angesiedelt sein“, erklärt Wörtche. Sein jüngstes „Kind“, **Erinnerung an die Toten**



© Lori Barra / SY



© Jerry Bauer / SY

Fotos von links nach rechts:
Isabell Allende,
Mario Vargas Llosa,
Unten: Gioconda Belli

© Charles Castaldi

(2007) des Mexikaners Gabriel Trujillo Muñoz, bezeichnet er als ein gutes Beispiel für einen autochtonen, fest in der Baja California verhafteten Krimi: „Trujillo Muñoz ist bunt, trashy, wie das Leben in der Baja, an der Grenze zu den USA.“ Wörtche kann sich manchmal des Eindrucks nicht erwehren, dass der eine oder andere lateinamerikanische Autor lediglich in den USA erprobte Romanformen nachbaut, um des Erfolges willen. Solche Manuskripte deprimieren ihn. Der Argentinier Pablo de Santis (**Die sechste Laterne**, 2007), der einen Architekten auf die Spuren eines Geheimbundes ansetzt, zeige ihm dann wieder, dass es auch anders geht, denn de Santis füge sich in kein Modell.

Martin Hielscher, Programmleiter Literatur bei C.H. Beck, stellt, wie auch Wörtche, an Romane aus Lateinamerika den gleichen Anspruch wie an jeden anderen Roman: „Eine eigenständige Sprache und der Wirklichkeitsbezug sind für mich wichtig. Literatur ist eine Sonde, ein Erkenntnisinstrument. Ich möchte aber auch unterhalten und berührt werden.“ Hielscher verlegt den Argentinier Eduardo Belgrano Rawson. Im vergangenen Jahr erschien dessen vierter Roman **Rosas Stimme**. Gern nähme er mehr Lateinamerikanisches auf, doch die großen Autoren seien bereits verteilt oder würden sehr teuer gehandelt. Sie sind damit nicht attraktiv für einen Verlag, der gigantischen Vorschussforderungen eher misstraut. „Zwar erscheinen unzählige neue Autoren, und es gibt immer wieder Entdeckungen, doch die sind ohne Experten wie Michi Strausfeld, ohne Scout also, nicht leicht zu finden, nicht zuletzt, weil der Markt sehr unübersichtlich ist. Neben dem großen spanischsprachigen Weltmarkt existieren in den einzelnen Ländern Einzelmärkte.“ Die Agenturen böten viel an, aber es sei schwer zu entscheiden, ob sich dahinter etwas wirklich Gutes verbirgt. Zudem bedauert Hielscher, dass in Lateinamerika sehr schlecht lektoriert werde, so dass so manches Buch nicht nur übersetzt, sondern auch gründlich bearbeitet werden müsse.

Eduardo Belgrano Rawson und Evelio Rosero werden von der Literarischen Agentur Mertin vertreten. Deren Gründerin, die kürzlich verstorbene Ray-Güde Mertin, hat sich wie kaum eine zweite für lateinamerikanische Literatur in Deutschland stark gemacht. Begonnen hat sie zunächst 1982 mit portugiesisch-sprachiger Literatur, doch die, so ihre Nachfolgerin Nicole Witt, ist noch schwieriger unterzubringen als spanisch-sprachige, nicht zuletzt, weil es noch weniger Lektoren gibt, die Portugiesisch lesen und nur wenige Gutachter, denen die Verlage vertrauen. Angesehene Preise wie der spanische Premio Tusquets oder Festivals sind immer eine gute Gelegenheit, um die Aufmerksamkeit der Verlage zu gewinnen. Heute, so Nicole Witt, „ist es erheblich schwerer als zu Zeiten des Booms, denn man ist weniger risikobereit als früher. Jeder Titel muss sich für die Verlage garantiert rechnen.“ Umso wichtiger seien Übersetzungszuschüsse, auch wenn es die immer nur für ausgewählte Projekte gibt.

Die Agentur Mertin nutzt nicht zuletzt Messen, um ihre Titel anzubieten. Nicole Witt spürt schon jetzt eine erhöhte Aufmerksamkeit für Literatur vom Rio de la Plata, denn 2010 wird Argentinien Gastland der Frankfurter Buchmesse sein. Große Hoffnung setzt Witt unter anderem auf eine Frau, Lucía Puenzo, deren Roman **El niño pez** (dt. etwa Das Fischkind) demnächst von der Autorin selbst verfilmt wird. Einmal mehr kann Frankfurt helfen, deutsche Verlage für Lateinamerika zu sensibilisieren. Es ist lebendiger und facettenreicher denn je, wird die Botschaft lauten.

Eva Karnofsky (*1955), promovierte Politikwissenschaftlerin, beschäftigt sich seit über 20 Jahren als Journalistin und Autorin mit Lateinamerika, u.a. war sie zehn Jahre lang Korrespondentin der *Süddeutschen Zeitung* mit Sitz in Buenos Aires. www.evakarnofsky.de



Juan Carlos Onetti
Uruguay, 1909 – 1994

Verrückte Welt

Onetti gehört zu den wichtigsten Schriftstellern Lateinamerikas. Andreas M. Widmann hat die Neuauflage seines Romans **Das kurze Leben** (Suhrkamp 2007) zum Anlass genommen, sich mit diesem Autor und dessen Bedeutung für die lateinamerikanische Literatur der Moderne eingehend zu beschäftigen.

Ein Mann steht unter der Dusche und hört durch die Wand, wie seine Nachbarin mit einem Besucher spricht. „Verrückte Welt“, sagte noch einmal die Frau, nachäffend, wie übersetzend. Ich stellte mir ihren Mund vor, wie er sich vor dem nach Kälte und Gärung riechenden Atem des Kühlschranks bewegte, oder vor dem braunen Holzperlenvorhang, der steif zwischen dem Abend und dem Schlafzimmer hängen musste und die Unordnung der jüngst

eingetroffenen Möbel verdunkelte. Zerstreut lauschte ich den abgehackten Sätzen der Frau, ohne an das zu glauben, was sie sagte. Der Mann unter der Dusche heißt Juan María Brausen. Er ist Angestellter einer Werbeagentur, steht kurz vor der Entlassung und arbeitet an einem Drehbuch. Während seiner Frau Gertrudis eine Brust amputiert wird, stellt er sich vor, was in der Nachbarwohnung geschieht.“

Mit dieser Szene beginnt Juan Carlos Onettis Roman **Das kurze Leben** (übers. von Curt Meyer-Clasen und Wilhelm Muster, Suhrkamp 1999), der jetzt in einer vollständig überarbeiteten und ausführlich kommentierten Übersetzung neu vorliegt. Als der Roman 1950 in Argentinien erschien, wurde er von der Kritik übergangen. Onetti lebte damals seit fünf Jahren in Buenos Aires. Sein Geld verdiente er als Reporter, nebenher veröffentlichte er Texte in literarischen Zeitschriften. Fünf Jahre später zog er wieder in seine Heimatstadt Montevideo, arbeitete als Werbetexter und Journalist und übernahm schließlich, wie der zehn Jahre ältere Borges jenseits des Rio de la Plata, die Leitung der städtischen Bibliotheken. Zuletzt ging er, nachdem er 1974 als Mitglied einer Jury eine regierungskritische Erzählung für einen Literaturpreis empfohlen hatte und deshalb mehrere Wochen im Gefängnis verbringen musste, ins Exil nach Madrid. Zurückkehren wollte er nicht mehr.

Auch Brausen will fliehen. Nicht vor der Politik, sondern vor dem eigenen Leben, das ihm inhaltslos und beengend erscheint. Den Geräuschen aus der Nachbarwohnung lauscht er wie einer Verheißung und eines Nachts, während seine Frau neben ihm schläft, erfindet er als Hauptfigur für sein Drehbuch den Arzt Diaz Grey und die Stadt Santa Maria. „Ich ging auf Zehenspitzen zum Balkon und betastete die halb heruntergelassene Holzjalousie. Ich lächelte, verwundert und dankbar, weil es so leicht gewesen war, ein neues Santa Maria in der Frühlingsnacht auszumachen.“

Der Leser hat einem Schöpfungsprozess beigewohnt, dessen Bedeutung sich zu diesem Zeitpunkt noch nicht erahnen lässt, der jedoch über den Text hinausweist und Onettis Schlüsselrolle für den lateinamerikanischen Roman illustriert. Was hier geschieht, ist die Erschaffung einer Welt mit den Mitteln der Sprache, die der Wirklichkeit gleichberechtigt gegenübergestellt wird. Nach und nach verliert sich Brausen in dieser selbst erschaffenen Welt. Er verwirft das Drehbuch, hält aber an den erfundenen Figuren fest und schreibt die Geschichte von Diaz Grey und seiner morphiumsüchtigen Patientin Elena Sala weiter. Zur gleichen Zeit fädelt er die Bekanntschaft mit seiner Nachbarin Queca ein. Er gibt sich als Freund eines ihrer Bekannten aus, nennt sich Arce und beginnt eine Affäre mit ihr. Bald lebt er drei parallele Leben: Sein eigentliches, das von Arce, in den er sich bei Queca verwandelt, und seine fiktionale Existenz als Diaz Grey, bis ihm klar wird, dass er sein Dasein völlig ausgehöhlt hat. „Ich, Juan María Brausen und mein Leben waren nichts als leere Formen, bloße Darstellungen einer alten, träge aufrechterhaltenen Bedeutung, eines ohne Glauben durch Menschen und Straßen und Stunden der Stadt, durch Routinehandlungen hingeschleppten Wesens. Ich war an dem unbestimmten Tag verschwunden, an dem meine Liebe zu Gertrudis geendet hatte; ich lebte im geheimen Doppelleben von Arce und dem Provinzarzt weiter.“ Am Ende von **Das kurze Leben** flieht Brausen, als Mitwisser des Mordes an Queca, den er (grundlos) eigentlich selbst begehen wollte, mit dem Täter nach Santa Maria. Dort lösen sich im Treiben des Karnevals die Identitäten der Figuren auf, Brausen verwandelt sich in Diaz Grey. Die letzten Seiten des Romans sind aus dessen Sicht erzählt, der Held ist in seiner selbst erfundenen Geschichte aufgegangen. Dass es möglich wird, von Buenos Aires nach Santa Maria (wo die meisten von Onettis späteren Ro-

manen spielen) zu reisen, ist kennzeichnend für Onettis Glauben an die eigene Berechtigung der Kunst und für die Auflösung der Grenze zwischen Fiktion und Wirklichkeit, die der Roman betreibt und mit der er der Moderne in der lateinamerikanischen Literatur die Tür geöffnet hat.

Von anekdotischem Charakter, aber bezeichnend für diese Grenzverwischung, ist die Entstehungsgeschichte des Kapitels „Begegnung mit der Geigerin“. Während der Arbeit an dem Manuskript lernte Onetti seine vierte und letzte Ehefrau Dorotea Muhr kennen. Er verliebte sich in die junge Frau, als er sie mit einer Geige in der Innenstadt von Buenos Aires sah. Dieses persönliche Erlebnis verarbeitete er kurzerhand in seinem Roman und verwandelte so das Leben in Literatur. Selbst eine Figur namens Onetti taucht in der Erzählhandlung auf. Nach seiner Entlassung eröffnet Brausen eine eigene Werbeagentur und der Mann, von dem er eine Bürohälfte mietet, „hieß Onetti, lächelte nicht, trug eine Brille und ließ ahnen, daß er nur Frauen mit blühender Phantasie und engen Freunden sympathisch sein konnte“. Wie Alfred Hitchcock, der in seinen Filmen kurz selbst zu sehen ist, geht hier der Autor plötzlich durchs Bild und liefert ein lakonisches Selbstporträt. „Er begrüßte mich um zehn, bat gegen elf um einen Kaffee, empfing Besucher und nahm Telefonanrufe entgegen, redigierte Schriftsätze, rauchte ohne Gier und sprach mit ernster, stets gleich bleibender, träger Stimme“ heißt es weiter. Dieses Bild ähnelt dem, welches Onetti im Alter auf Fotos und in Interviews vermittelte, als auch in Europa sein Rang erkannt und mit internationalen Auszeichnungen gewürdigt wurde: ein gebildeter, reservierter Herr, der von einem unheilbaren Pessimismus durchdrungen zu sein scheint.

Onettis Einfluss auf die lateinamerikanische Literatur lässt sich daran ermessen, wer vor ihm war und wer nach ihm kam. Vor Onetti ragt mehr oder weniger einzig Borges als Vertreter avantgardistischer Schreibweisen heraus wie ein Obelisk; gut zehn Jahre nach Erscheinen von **Das kurze Leben** tritt die so genannte Boom-Generation an: Carlos Fuentes, Mario Vargas Llosa und Gabriel García Márquez, ihre drei bekanntesten Vertreter, sind Schriftsteller von Weltrang und schon zu Lebzeiten auch von Weltruhm. Jeder von ihnen beruft sich auf Onetti. Seine wegweisende Wirkung wird besser nachvollziehbar, wenn man sich seinem Werk über die revidierte Übersetzung nähert. Ihr Verdienst ist es, den Text von Firnis und Staub der ersten Übertragung befreit, ihn gewissermaßen wieder ans Licht gebracht zu haben. Im Vergleich mit der früheren Version fällt auf, dass der Erzählton des Romans härter, aber auch klarer und glatter geworden ist. Das gleiche gilt für die im selben Band enthaltenen Kurzromane **Abschiede** und **Für ein Grab ohne Namen**. Es seien einige Fehler zu beheben gewesen, heißt es im Nachwort, doch die Herausgeber Jürgen Dormagen und Gerhard Poppenberg haben mehr geleistet, als sprachliche Ungenauigkeiten zu korrigieren. Sie haben Onettis Poesie restauriert und erlebbar gemacht und mit der auf mehrere Bände angelegten Werkausgabe ein Projekt begonnen, das die Bedeutung dieses Autors in der Wahrnehmung deutschsprachiger Leser nachhaltig festigen kann.

Andreas M. Widmann (28) ist Doktorand der Vergleichenden Literaturwissenschaften an der Universität Mainz und hat nicht zuletzt durch seine Reisen nach Lateinamerika eine besondere Affinität zur Literatur dieses Kontinents entwickelt.

Was ist eigentlich lateinamerikanische Literatur

Annäherung an die Ambivalenz eines Begriffs

Im Gespräch mit Ute Evers reflektiert der kubanische Schriftsteller, Übersetzer und Literaturwissenschaftler Jesús David Curbelo (*1965) über das Konzept des Begriffs „Lateinamerikanische Literatur“ und stellt es dialektisch in den Zusammenhang verschiedener literarischer Bewegungen des Kontinents.



© Ute Evers

Ute Evers:

Viele Intellektuelle halten an der Begrifflichkeit der „Literatura Latinoamericana“ fest. Als prinzipielles Argument führen sie dabei an, dass „die Heimat des Schriftstellers seine Sprache ist“, in diesem Fall das Spanische. So drückte es jedenfalls der venezolanische Schriftsteller Luis Britto aus. Wie ist Ihre Position dazu?

Jesús David Curbelo: Hier stimme ich vollkommen dem zu, was unlängst der venezolanische Schriftsteller Armando José Sequera zu der Notwendigkeit sagte, dass das Konzept der „lateinamerikanischen Literatur“ überwunden werden muss, damit das benannt werden kann, was tatsächlich auf diesem Kontinent verfasst wird. Denn unter dem Prisma „lateinamerikanisch“ ist nicht nur das reiche Erbe der ersten verschriftlichten Werke nicht enthalten (die Texte in den Sprachen der Maya, Quiché, Cakchiquel; die Poesie in Náhuatl und Quechua), sondern auch die der neueren Literaturen: die wichtigen, vorwiegend poetischen Strömungen, die auch heute noch in diesen Sprachen verfasst werden, ob in Mexiko, Guatemala, Ecuador, Venezuela, Paraguay oder Chile. Hierzu zählen anerkannte Autoren wie etwa Humberto Akabal aus Guatemala und Elicura Chiuailaf aus Chile. Genauso wenig rechnet man zur lateinamerikanischen Literatur die auf Englisch, Französisch oder Kreolisch geschriebenen Werke der Karibik, darunter nicht wenige, die weltweit Anerkennung genießen – ich denke hier etwa an Jean Rhys, Wilson Harris, George Lamming, Roger Mais, Aimé Césaire, Ernest Pépin, Maryse Condé, Derek Walcott, V. S. Naipaul, Daniel Maximin, Édouard Glissant oder Patrick Chamoiseau. Ganz zu schweigen von der unbequemen Unterscheidung zwischen nordamerikanischen und kanadischen Literaturen und denen des restlichen Amerika. Denn auch diese Literaturen fordern eine sprachliche Pluralität ein, finden sich unter ihnen schließlich das Chicano, das Jiddische, das Französisch-Kanadische und andere Sprachen.

Hinter all dem stecken geopolitische Positionen, die man ein für alle Mal abstecken wollte. Die USA beispielsweise gebärden sich als die

„echten Amerikaner“ und tun so, als gehöre der südliche „Rest“ des Kontinents nicht genauso zu Amerika.

Ich teile die Auffassung von Luis Britto, der sagt, „die Heimat des Schriftstellers ist seine Sprache“ bzw. die Sprache, die er für sich als Ausdrucksmittel wählt. Denken wir nur an Kafka, Rilke, Celan oder Canetti, die sich für die deutsche Sprache, oder an Conrad, Nabokov und Brodsky, die sich für das Englische entschieden, so dass eigentlich niemand mehr weiß, wo sie überhaupt geboren sind oder welches ihre Muttersprache ist.

Was halten Sie von der Bezeichnung „Amerikanische Literaturen“ anstelle von „Lateinamerikanische Literaturen“, um auch Bezeichnungen wie „Periphere Literaturen“ zu überwinden?

Selbstverständlich würde ich der Bezeichnung „Amerikanische Literaturen“ zustimmen und darin sowohl die brasilianischen und nordamerikanischen (USA und Kanada) als auch die karibischen und indigenen Literaturen mit einbeziehen. Ich glaube sogar, dass auch all diese anderen Sprachen in das Modell „die Heimat des Schriftstellers ist seine Sprache“ passen, auch die lateinamerikanischen Schriftsteller, die auf Portugiesisch, Englisch usw. schreiben, drücken sich doch gerade in *ihren Sprachen* aus und in diesen finden sie doch ihre Heimat(en). Meiner Meinung nach gibt es sowieso keine „peripheren Literaturen“, sondern nur große oder weniger begabte Autoren, wo auch immer sie auf diesem Planeten leben, in welcher Sprache sie sich auch immer ausdrücken.

Wichtig ist, dass Männer oder Frauen den Puls der Zeit ihrer Epoche aufnehmen, in der Vergangenheit nachforschen, Botschaften in die Zukunft entwerfen und ein Glied mehr in die Kette der endgültigen Befreiung des Individuums einfügen können.

Da ich mir aber bewusst bin, dass solche „untergeordneten“ Kategorien wie „peripher“ existieren bzw. vom Großteil der Kritik und der literarischen Historiographie konstruiert werden, vermute ich, dass diese Theoretiker nur versuchen, wieder ein konservatives Gleich-

gewicht herzustellen, indem sie Ausdrücke wie „peripher“ an ihrer „rechten“ Stelle platzieren. Da gibt es auch einigen akademischen Schwindel zu bemerken, etwa wenn aus Paternalismus versucht wird, schwache Autoren nur aufgrund ihrer indigenen Zugehörigkeit, ihrer sexuellen Neigung oder Herkunft aus einem vom Totalitarismus geschundenen Land groß zu machen.

Die literarischen Bewegungen um das Manifest der „Crack“, die den Bruch mit der Tradition des magischen Realismus inszeniert haben und die Literatur revolutionieren wollten, sowie der Generation „McOndo“, die dem „Bunten und Exotischen“ ihren puren Realismus entgegensetzen wollten, haben eine leidenschaftliche Diskussion entfacht, die in manchen Fällen politische Züge annahm. Der kubanische Essayist Jorge Fornet spricht in diesem Zusammenhang sogar von einem „neoliberalen literarischen Syndrom“. Diese Autoren haben für eine kurze Zeit eine neue Form des Erzählens initiiert und machten eines klar: die Globalisierung ist nun auch in der Literatur angekommen. Sie zogen einen Schlussstrich unter die Werke des „Realismo Mágico“ ihrer Vorgänger und deren schweres Erbe. Wie schätzen Sie die Bedeutung jener Bewegungen ein?

Ich glaube, dass Fornet Recht hat, wenn er in seiner Annäherung an das Thema die Beziehung Literatur – historische Gegebenheit betont. Aus dieser Perspektive gesehen, könnten die Autoren der „Crack-“ und „McOndo“-Bewegung in der Tat mit der literarischen Bezeichnung des „amerikanischen Neoliberalismus“ auftreten. In vielen dieser Bücher vermisst man soziologische Vertiefungen in die Wirklichkeiten ihrer Herkunftsländer und die Sorge um das Schicksal von Amerika und seinen Bewohnern angesichts der Wucht der Globalisierung. Das heißt, es fehlt eine offene, die Dinge in Frage stellende Haltung. Aber genau diese Haltung, so stellte Fornet in seinem Essayband **Los Nuevos Paradigmas** (Havanna 2007) fest, war fast eine Konstante der amerikanischen Romane, die die Kritik „Boom“ oder „Postboom“ nannte. Dies liegt daran, dass diese Werke aus einer Epoche stammen, in welcher das linke Denken für einen Großteil der Intellektuellen weltweit noch eine ideologische Achse war. Der Sozialismus in Osteuropa stellte einen scheinbar monolithischen Block dar und in Kuba hatte gerade die Revolution ihren Sieg davon getragen. Es gab einen Aufschwung der nationalen Befreiungen auf kontinentaler Ebene und einige Ereignisse markierten einträchtig das Bewusstsein dieser Zeit – die Kubakrise, der Tod Che Guevaras, die Ereignisse im Mai 68 in Paris, der Prager Frühling, die Ermordung von Allende usw.

In den 90er Jahren war die Situation dann eine andere: Der europäische Sozialismus brach zusammen, Kuba durchlebte eine seiner schlimmsten Krisen, viele Länder Südamerikas ließen ihre Diktaturen hinter sich und installierten verfassungsgebende Versammlungen. Vor allem machten die technologischen Fortschritte aus der Welt ein globales Dorf.

Deshalb würde ich gerne noch etwas über das Phänomen der Entpolitisierung sagen, indem ich kurz auf die Geschichte der Amerikanischen Literatur eingehe. Oft bedeutete die scheinbare Entpolitisierung nur eine andere Art und Weise, Politik zu verstehen.

Bereits Anfang des 20. Jahrhunderts fand eine „Globalisierung“ der Presse in den amerikanischen Großstädten statt. Es gab eine soziale und wirtschaftliche Modernisierung, und die Autoren schufen eine neue und andere Beziehung zu den ausländischen Kulturen. Sie nahmen Einfluss auf die Literatur der spanischen Sprache, das erste Mal von dieser Seite des Atlantiks aus, und sie öffneten den Weg für eine avantgardistische Revolution. José Martí und Rubén Darío sind, in gewisser Weise, die natürliche Brücke zwischen Whitman und Baudelaire und dem Dreiergespann Vicente Huidobro – César Vallejo – Pablo Neruda. Und auch der Modernismus hatte etwas mit dem Markt zu tun: Der Schriftsteller professionalisierte sich, gleichzeitig empfand er eine gewisse Leere, weil er wusste, dass er und seine Produkt eine Ware mehr waren.

Und welche politische Haltung hatten die „Meister“ des Modernismus, abgesehen von dem außergewöhnlichen Fall von José Martí? Die Flucht, würden viele sagen; obwohl mittlerweile die Kritik und die literarische Historiographie gezeigt haben, dass bei dieser vermeintlichen Apolitisierung die Modernisten aus ihrer aristokratischen Haltung heraus die Entfremdung der zeitgenössischen Welt ablehnten und dieser den Altar der Ästhetik entgegensetzten.

Also können wir eigentlich davon ausgehen, dass McOndo, Crack und andere mit Haltungen ähnlicher Art auch einen Vorschlag zum Dialog mit der universalen „postmodernen“ Kultur machten. Vielleicht als Versuch, die rhetorischen Exzesse der Schüler um García Márquez, Julio Cortázar und Mario Vargas Llosa zu überwinden und eine Brücke hin zu einer neoavantgardistischen Narrativik zu schlagen, die sich dann wieder mit den Problemen der kulturellen amerikanischen Identität identifiziert?

Ich glaube fest daran, dass die beste Antwort auf die Globalisierung die Re-Affirmation der eigenen kulturellen Identität ist, als Stütze oder eine Art Bastion des Widerstands vor der Entpersonalisierung und der Auflösung der Verantwortung. Alles Eigenschaften, die im Sinne Jean-François Lyotards eine Vielzahl von postmodernen Stilen bilden, welche die Konzepte der Kunst und der Sprache angreifen. Auch wenn Internet, Mobiltelefone, Kreditkarten und alle anderen Luxusartikel in der Matrix der Globalisierung den Geist des Einzelnen und seine subjektive Aktivität auf dem Erdball unter dem Einfluss eines Gottes, der sich Markt nennt und einer Religion, die sich Konsum nennt, zu banalisieren versuchen und zu Mitteln der Kontrolle und Dominanz werden, so können sie den Dissidenten, die es immer gibt, Rahmenbedingungen schaffen, die es erlauben, dass Kunst und Literatur allen politischen, wirtschaftlichen, sozialen und moralischen Krisen der Kulturgeschichte zum Trotz überleben.

Ute Evers ist Lateinamerikanistin und lebt in Mainz.



EINE LYRISCHE STIMME ZWISCHEN DEN PANZERN

In Manuel Fernández' (*1976 in Lima) Gedichten findet sich ein die neueste Geschichte seines Landes verbindender Realismus gepaart mit wilder Ironie, die kennzeichnend ist für eine ratlose und melancholische Generation. Mit seinem Lyrikband *Octubre* (ersch. bei Estruendomudo), von der Kritik einstimmig als *die* poetische Entdeckung 2006 gelobt, unternimmt der Autor eine Reise in eine schwierige Epoche Perus, in der Stromausfälle, Terrorismus und Staatsstreiche an der Tagesordnung waren.

Aus diesem Band haben wir zwei Gedichte ausgewählt.

Manuel Fernández [Peru]

Cortes de luz por toda la cuadra

Una mano llega de lejos y te arrebató lo más querido
siempre sucede que en esas condiciones lo mejor es morder un
pedazo de madera porque la penicilina no llega o no alcanza o
escasea o ya qué importa

y esta noche se escabulle la panadera con el carnicero la carnicera
con el verdulero la verdulera con el panadero esta noche

[de noche]

generales de noche iluminados por un manto de leche
conspiran y se tiran otro gobierno encima
nadie mira pero ya están saliendo los tanques

LA BELLEZA DE LOS TANQUES
LA SÓLIDA BELLEZA DE LOS TANQUES
LA INUSUAL Y SÓLIDA BELLEZA DE LOS TANQUES SO
BRE LA VEREDA VIEJA
la mano que los guía.

Ocultos entre la hierba fresca de la noche
viajan nuestros pensamientos

y eso que me dices ya no es necesario que me lo digas *si se te ve en
la cara el miedo* cuando pasan por tu costado

entramos y prendemos la radio el cardenal [*cardenales de
noche...*] nos pide calma confianza en Dios

estados de emergencia creciendo en direcciones diversas por toda
la cuadra llegan y nos arrastran

detenciones domiciliarias

ya no hay clases mañana

nos quedamos de brazos cruzados.

Stromausfälle im ganzen Block

Eine Hand kommt von ferne und entreißt dir das Liebste,
unter diesen Umständen kannst du eigentlich nur in den Tisch
beißen,
weil das Penizillin nicht eintrifft oder nicht reicht oder knapp wird
oder egal

und in der gleichen Nacht brennt die Bäckerfrau mit dem
Fleischer durch und die Fleischersfrau mit dem Gemüsehändler
und die Gemüsehändlerin mit dem Bäcker, in der gleichen Nacht

[nachts]

nächtliche Generäle übergossen mit milchbigem Licht
verschwören sich und reißen erneut die Regierung an sich
niemand schaut hin, aber die Panzer rollen schon

DIE SCHÖNHEIT DER PANZER
DIE SOLIDE SCHÖNHEIT DER PANZER
DIE UNGEWOHNTE, SOLIDE SCHÖNHEIT DER PANZER
AUF DEM EINGEFAHRENEN WEG
und die Hand, die sie führt.

Unsere Gedanken reisen
verborgen im nächtlich kühlen Gras

und was du gerade zu mir sagst, das brauchst du mir
nicht zu sagen, *weil dir die Angst ins Gesicht geschrieben steht*,
wenn sie an dir vorüberziehen

wir gehen hinein und drehen das Radio an, der Kardinal
[*nächtliche Kardinäle* ...] ermahnt uns zu Ruhe und Gottvertrauen

die Notstände setzten sich in verschiedene Richtungen
fort und reißen uns mit

häusliche Festnahmen
morgen fällt die Schule aus

und wir drehen Däumchen.

Amanece otra vez

Amanece otra vez
sobre los lomos de los viejos

camiones de basura:
la lentitud de su belleza
en la mañana nueva

los borrachos orinan a escondidas
porque ayer se llevaron a uno y le patearon en el estómago y nunca
un hombre había tenido que llorar como un niño para que lo traten
como a un hombre
¿cosas así pasaban en Lima?
(CARDENALES, GENERALES, DAMAS GORDAS)

sobre cada ventana las macetas se iluminan con los restos de la
noche
y pedazos de botellas sobre la acera caliente bostezan solitarias

mejor nos quedamos bajo las sábanas.

Und wieder wird es Tag

und wieder wird es tag
auf den rücken der alten

müllautos
und deren träger schönheit
an diesem neuen morgen

Die betrunkenen pinkeln im verborgenen
weil sie gestern einen mitgenommen und ihm in den magen
getreten haben noch nie hat ein mann weinen müssen wie ein
kind damit sie ihn behandeln wie einen mann

Ist sowas in Lima passiert?
(KARDINÄLE, GENERÄLE, DICKE DAMEN)

An allen fenstern werden die blumentöpfe von den resten der
nacht erhellt
und auf dem heißen straßenpflaster gähnen einsam die flaschen-
scherben

komm, wir bleiben lieber unter den laken.

Aus dem Spanischen von Elisabeth Müller

Lateinamerikas neue Stimmen

Der spanische Autor José Manuel Fajardo hat den Wettbewerb junger lateinamerikanischer Autoren „Bogotá39“ besucht und uns seinen Bericht (erschienen in *Le Monde diplomatique*) zur Verfügung gestellt. Myriam Alfano hat ihn aus dem Spanischen übersetzt.

Im Rahmen des „Hay Festivals“ und „Bogotá capital mundial del libro“ wurden Ende August bei dem Wettbewerb „Bogotá39“ 39 Autoren aus ganz Lateinamerika – die Altersgrenze lag bei 39 Jahren – als Repräsentanten für die Gegenwartsliteratur ihres Kontinents ausgewählt. Auch das Internationale Literaturfestival in Berlin fand in diesem Jahr mit dem Länderschwerpunkt „Lateinamerika“ statt. Zwei Veranstaltungen, die dazu beitragen könnten, der lateinamerikanischen Literatur den Stellenwert zurückzugeben, den sie auf internationaler Ebene – also auch weit über die spanisch- und portugiesischsprachigen Länder hinaus – verdient hat. Auch seit dem Ende des berühmten „Boom“, der in den 60er Jahren die Weltliteratur mit Autoren wie García Márquez, Borges, Cortázar, Carpentier, Vargas Llosa, Carlos Fuentes und Jorge Amado revolutioniert hat, entsteht lateinamerikanische Literatur auf hohem kreativen Niveau und trägt massiv zur Vitalität der spanischen sowie der portugiesischen Sprache bei. Obwohl der Ruhm der Boom-Autoren rasant gestiegen ist und die folgende Schriftstellergeneration mit Namen wie Luis Sépulveda, Isabel Allende neue und außergewöhnliche Romane veröffentlicht hat, nahm paradoxerweise das Interesse der europäischen Verlagswelt und der Medien für die neue lateinamerikanische Literatur immer weiter ab. Erklärungen hierfür gibt es viele. Die wichtigste ist die Behandlung der Literatur als reine Ware, den willkürlichen Schwankungen des Angebots unterworfen, das sich an Moden orientiert anstatt kulturelle Werte zu etablieren und nurmehr den maximalen Profit im Auge hat. Rentabilität wird so zum wichtigsten, wenn auch nicht einzigen Kriterium für die Veröffentlichung eines Titels. Auch das wachsende Interesse an den neuen oder künftigen Mitgliedstaaten der Europäischen Union und der bisher wenig beachtete literarische Kosmos anderer Regionen wie beispielsweise Skandinavien, Afrika oder China spielen hierbei eine Rolle. Zu berücksichtigen ist auch die neokoloniale Oberflächlichkeit, mit der einige herausragende europäische Literaturkritiker Dritte-Welt-Literatur entweder unterstützen oder in Verruf bringen. Ihr Urteil hängt davon ab, inwiefern das Werk ihrer vorgefertigten Meinung und ihrer subjektiven Definition von lateinamerikanischer Literatur entspricht. Ein gewichtiges Argument ist auch der endemische Autismus der angelsächsischen Welt, der ein klassisches Ungleichgewicht repräsentiert: Einerseits werden dort nur wenige Bücher aus anderen Sprachen übersetzt, andererseits wird englischsprachige Literatur weltweit verbreitet – was nicht an ihrer überragenden Qualität liegt, sondern in der Mehrzahl wirtschaftliche und mediale Gründe hat.

Die schwindende Aufmerksamkeit für lateinamerikanische Literatur in den europäischen Medien hängt mit der allgemeinen Tendenz zusam-

men, der Literatur nur eine untergeordnete Rolle zuzuweisen. Und das, obwohl Statistiken belegen, dass trotz der unumstrittenen Herrschaft der audiovisuellen Medien, heutzutage so viele Bücher veröffentlicht, verkauft und gelesen werden wie nie zuvor in der Geschichte der Menschheit. Um die lateinamerikanische Literatur besser zu etablieren, ist der wichtigste Schritt – außer mit den Gesetzen der Marktwirtschaft zu brechen – ein Band zwischen der neuen Leser- und der neuen Schriftstellergeneration, wie sie gerade in Bogotá versammelt war, zu knüpfen. Sie sind alle nach dem Erscheinen von **Hundert Jahre Einsamkeit** vor vierzig Jahren geboren und in ihren Werken wird erneut der gemeinsame Erfahrungshorizont von Autor und Leser spürbar, den Julio Cortázar als Grund für den Boom gesehen hat. Lateinamerika hat sich in den vergangenen Jahrzehnten maßgeblich verändert, und diese Entwicklung wird von den neuen lateinamerikanischen Autoren in ihren Texten verarbeitet. Unter dem Einfluss der Globalisierung und den Anforderungen der Märkte sind Migrationserfahrungen, die traumatische Konstruktion des Individuums in der Massengesellschaft und die Annäherung an politische Themen über das Stilmittel der Ironie häufig wiederkehrende Elemente in lateinamerikanischen Gegenwartstexten. Auch die Bevölkerungskonzentration in Millionenstädten wie Mexiko-Stadt oder Buenos Aires spielt eine wichtige Rolle, wodurch die urbane Kultur in der heutigen Literatur zum zentralen Thema wird. Die Tatsache, dass sich unter den 39 Preisträgern elf Schriftstellerinnen befinden (drei davon aus Kuba, was einen deutlich höheren Anteil an weiblichen Repräsentanten der Insel bedeutet), spiegelt die zunehmende Wichtigkeit der Frau in der lateinamerikanischen Gesellschaft wider.

Mit der Auswahl der Autoren hat die Jury eine glückliche Hand bewiesen, denn es wurden nicht nur vielversprechende Talente ausgewählt, sondern auch junge Autoren, die bereits einige Anerkennung für ihr Werk erhalten haben wie beispielsweise der Mexikaner Jorge Volpi mit **En busca de Klingsor**; die Kubanerin Karla Suárez mit **La viajera**; der Peruaner Santiago Roncagliolo mit **Abril rojo**; der Kolumbianer Juan Gabriel Vásquez mit **Historia secreta de Costaguana**; Junot Díaz aus der Dominikanischen Republik mit **Los Boys**; die Kubanerin Ena Lucía Portela mit **Cien botellas en una pared**. Allesamt Titel, die als Stellvertreter für den neuen lateinamerikanischen Roman gelten können. Literaturbegeisterte finden auf der Homepage des Festivals www.bogota39.com weitere Informationen und können dort Autoren entdecken, von denen man sicher noch hören wird. Mit ihnen kommt die neue lateinamerikanische Literatur in Europa an – in ihren Texten schreiben sie die alte und widersprüchliche kulturelle Verbindung zwischen der Alten und der Neuen Welt fort.

Pablo Ramos (Argentinien)

Einer, der das Leben wählt



Pablo Ramos (*1966 in Buenos Aires) ist literarischer Autodidakt und eine der auffälligsten Stimmen der jüngeren argentinischen Literaturszene. Sein erster Erzählband Quando lo peor haya pasado (Wenn das Schlimmste vorbei ist) wurde 2003 mit dem Premio del Fondo Nacional de las Artes ausgezeichnet und 2004 mit dem Premio Casa de las Américas. 2004 folgte der Roman El origen de la tristeza, der diesen Herbst unter dem Titel Der Ursprung der Traurigkeit bei Suhrkamp erschienen ist (übers. v. Susanna Mende). Silke Kleemann traf den Schriftsteller im Frühjahr 2007 in Buenos Aires, als er gerade seinen jüngsten Roman, La ley de la ferocidad (Das Gesetz der Heftigkeit) abgeschlossen hatte.

„Der Mann, der dies erlebt,

ist nicht der Mann, der dies schreibt, aber mit dem Beschluss zu schreiben fängt er an, sich in diesen zu verwandeln. Und endgültig wird er sich in ihn verwandeln, wenn er mit dem Schreiben fertig ist. Durch das Schreiben.“ Diese Sätze stehen auf der ersten Seite von Pablo Ramos’ neuem Roman **La ley de la ferocidad**, und so geht es auch weiter. „Ein Mann, der versucht, mit bloßem Wort dem außerordentlichen Unwohlsein beizukommen, das ihn auffrisst. Ein Mann, der auf diese Schreibmaschine einhämmert, um sich nicht weiter Flaschen gegen den Kopf zu schlagen, ein Mann, der größeren Schaden angerichtet hat als ein Wirbelsturm. Ein Mann, der beschlossen hat, bei Null anzufangen.“

Beide Zitate stehen auch für Ramos’ Selbstverständnis als Schriftsteller. Besser gesagt, sie machen das Herzblut spürbar, das Nicht-aus-seiner-Haut-Können, den unbändigen Drang zu schreiben – um so das Sein ertragen zu können. Fünf Jahre nach dem Tod seines eigenen Vaters erzählt Ramos von der dreitägigen Totenwache für einen Vater. Hauptfigur und Ich-Erzähler ist Gabriel Reyes, derselbe, der als 12-jähriger in **Der Ursprung der Traurigkeit** mit Eintritt in die Adoleszenz erste Desillusionierungen erlebt und den Glauben an die Familie verliert. Nun ist Gabriel 35, hat drei gescheiterte Ehen hinter sich, aus denen zwei Söhne von zwei verschiedenen Frauen hervorgegangen sind. Aus der Armut hat er es zu etwas gebracht, er nennt ein nicht näher bestimmtes Unternehmen sein Eigen. An Geld mangelt es nicht – doch ansonsten läuft ihm so gut wie alles aus dem Ruder. Die emotionale Belastung durch den Verlust des Vaters, für den er eine intensive Hassliebe empfindet, lässt Gabriel wieder zur Flasche greifen. In einem Schwindel erregenden Niedergang, literarisch durchbrochen von Rückblenden in seine Vergangenheit, fällt er zurück in Alkoholismus, Kokainsucht und Sexbesessenheit. Überhaupt ist der ganze Roman ein Exzess, brutal und überbordend in Inhalt, Sprache und Metaphern.

In der Ruhe seines Arbeitszimmers bestätigt Pablo Ramos, dass **La ley de la ferocidad** ganz anderen Gesetzen folgt als seine beiden vorherigen Bücher, die sehr viel minimalistischer angelegt sind. Die Erzählungen in **Quando lo peor haya pasado** umfassen oft nur wenige Seiten, bestechen durch die knappen Dialoge und die in kurzen Sätzen eingefangenen Stimmungen. **Der Ursprung der Traurigkeit** besteht im Grunde aus drei langen Erzählungen, die einen klaren Spannungsbogen haben. „Die Figur des Gabriel hat hier etwas anderes gebraucht“, erklärt Ramos, der sich selbst als „weitgehend intuitiven Autor“ beschreibt. Seine Geschichten konstruiert er ausgehend von den Figuren, damit sie nicht zu verkopft

werden. Sein Glaube an den Schaffensprozess wirkt fast religiös. Für ihn hat er vier Phasen: Zuerst kommt die bloße Existenz der Figur, dann beginnt eine Suche. Der Abschluss der Suche führt die Figur zu ihrer Essenz. „Bei Literatur muss es um etwas gehen“, so Ramos. Ihn interessiert das „moralische Abenteuer“ seiner Figuren, er bringt sie in knifflige Situationen, möchte wissen, wie sie sich an Scheidewegen verhalten, was in ihnen vorgeht. Und es gelingt ihm, in seinen traurigen Texten voller Gewalt und kommunikativem Scheitern trotzdem am Ende auf ein Licht zuzusteuern – die Traurigkeit und die Heftigkeit, die er beschreibt, tragen den Wunsch nach einem anderen Leben in sich.

Ramos weiß, wovon er spricht. Zwar betont er: „In meinen Texten gibt es nicht ein Detail, das genau so aus meinem Privatleben stammt“, doch räumt er auch ein, dass seine Schreibmotivation, dieser oft manische Drang, aus dem eigenen Erleben kommt und sich aus autobiografischen Erfahrungen nährt. „Ich kann mich von diesen Belastungen nur durch das Schreiben befreien. Das ist die Art, die ich gefunden habe, es ist quasi ein egoistischer Akt.“

Und es kann ein essentieller sein, wie in **La ley de la ferocidad** deutlich wird: „Es war das erste Mal in meinem Leben, dass ich etwas schrieb. Wenn man das Schreiben nennen kann. Und wenn ich auch nicht hätte erklären können, warum, fühlte ich seit jenem Moment eine wirkliche Rechtfertigung. Ich wusste, von jenem Tag an war der Selbstmord nicht mehr in meiner Nähe.“ Ramos benennt selbst die Gefahren autoreferenzeller Literatur: Banales berichten, in Selbstmitleid schwelgen, Texte ohne literarischen Wert schaffen. Doch hier gilt, ähnlich wie in **Der Ursprung der Traurigkeit** für die Beschreibung der Slums: „Ich habe da einen Vorteil. Ich komme selbst aus einer sehr armen Familie.“

Ebenso hat er selbst Alkoholismus und mehrere längere Krankenhausaufenthalte überlebt, kennt Wahn, Depression und Gewalt aus nächster Nähe. Schreiben, das ist für ihn ein Ventil, mit dem er andere Süchte auf Abstand hält. Er kokettiert nicht, wenn er die Energie des Schriftstellers mit der des Alkoholikers vergleicht. Ramos schreibt auf der Schreibmaschine, braucht die physische Erschöpfung des Hämmerns auf die Tasten. Leidenschaftlich und mit höchster Intensität präsent ist er auch im Gespräch, oder in den Literaturworkshops, die er an mehreren Abenden pro Woche gibt. Aufgewachsen in El Viaducto, einem nicht gerade wohlbetuchten Vorort im Großraum Buenos Aires – in **Der Ursprung der Traurigkeit** gibt er literarisches Zeugnis davon –, hatte er ersten Zugang zur Literatur in der Pfarrbücherei, später in der Bibliothek eines Journalisten, für den er arbeitete. Seine erste Muse war jedoch die Musik; auch heute

greift er in seinem Haus – nun in der Hauptstadt, im bodenständigen Viertel La Paternal – schnell nach der Gitarre, um ein paar Akkorde des Liedes anzupspielen, von dem gerade die Rede war. Die Schule hat er nicht abgeschlossen. Seine literarische Karriere wurde von einer erfahrenen Kollegin unterstützt: der Schriftstellerin Liliana Heker. Deren Literaturwerkstatt besuchte er mehrere Jahre lang, sie stellte erste Kontakte zur Verlagswelt her. In seinen eigenen Workshops gibt Ramos die selbst erfahrene Großzügigkeit weiter: Auch wer den Monatsbeitrag einmal nicht zahlen kann, darf weiter kommen. Die Teilnehmer sind nicht zimperlich, untereinander gibt es durchaus harsche Kritik. Einer trägt den Spitznamen „El bisturí“, das Skalpell, seine minutiösen Analysen sind gefürchtet. Wie Ramos selbst kommt er aus prekären Verhältnissen, schreibt darüber und fungiert inzwischen als eine Art Sekretär für Ramos: Er tippt dessen Texte am Computer ab.

Für Ramos ist die Literatur ein Kommunikationsmittel. Was ihm selbst mit der gesprochenen Sprache oft nicht gelingt, weil sie zu verletzend ist, das kann er in Texten durch ein sich Einlassen, eine Öffnung, durch Poetik ausdrücken: Zuneigung, Liebe, Ermutigung. „Das Schreiben ist dem Sprechen entgegengesetzt. Die Literatur, das ästhetische Dasein der Worte, ist so subtil, dass auch nur ein Hauch an Erklärung, an Explizitem, an Definition die Literatur zum Einsturz bringt. Die Literatur ist ein Sand Schloss, das nach einem Leser sucht.“

In der Bar „Mataron a Kenny“, wo Ramos einen Teil seiner Workshops abhält, hängt ein Zitat des in der Zeit der Militärdiktatur verschwundenen Journalisten Rodolfo Walsh und fordert Zivilcourage von der schreibenden Zunft. Auf meine Nachfrage meint Pablo Ramos, in einem reichen Land wie Argentinien, in dem es so viel Armut gebe, fließe das soziale Engagement unweigerlich in die Literatur ein. Dazu brauche es keine bestimmte Pose oder spezielle Textformen. Als Beispiel nennt er eine Szene aus **Der Ursprung der Traurigkeit**: Gabriel kommt mit seinen Freunden in die Schule und stellt fest, dass alle Räume mit Evakuierten aus dem benachbarten Slum belegt sind, wo es gebrannt hat. Gabriel spürt Traurigkeit, auch Wut: Seine Schule ist nicht mehr seine Schule – das ist nicht in Ordnung.

Doch es fruchtet auch nicht, sich an den äußeren Umständen aufzureiben. So wie damals, im Jahr 2001 beim so genannten Corralito, als die Konten eingefroren wurden: Pablo Ramos schrieb gerade, als sein Geschäftspartner ihn warnte: Renn zur Bank und hol dein Geld raus. Doch er beschloss, lieber weiter zu schreiben, beim Wesentlichen zu bleiben. Er sah voraus, dass er nie wieder aus der Schleife der Entrüstung über die Ungerechtigkeit herauskommen würde, wenn er einmal mit Protestieren und Klagen anfangen würde: „Mein Weg ist es, die Traurigkeit zu leben. Man muss sie respektieren, muss sie leben. Die bloße Tatsache, die Traurigkeit zu leben, bedeutet, das Leben zu wählen. Jeden Morgen, an dem ich aufstehe und mir meinen Mate zubereite, wähle ich das Leben. So traurig ich auch sein mag. Ich bin traurig, aber ich lebe.“

Silke Kleemann (*1976) ist Übersetzerin aus dem Spanischen, Lektorin und Autorin und lebt in München. www.drachenbauch.de



Aus dem Marathi, Hindi und Englischen
von Ditte und Giovanni Bandini
360 Seiten, gebunden, ISBN 978-3-927743-95-3

»**S**ieben mal sechs ist dreiundvierzig«
ist eine so wütende wie witzige
Abrechnung mit Armut, mit scheiternder
Liebe und der überwältigenden
Indifferenz irdischer wie himmlisch
höherer Instanzen ...

Angela Schader, Neue Zürcher Zeitung

Dieser Roman gilt als Meilenstein
der modernen indischen Literatur.

A1 Verlag www.a1-verlag.de

Santiago Roncagliolo [Peru]

Der ganz normale Terror

Der Peruaner Santiago Roncagliolo (*1975) wurde mit seinem Roman *Abril Rojo* im Jahr 2006 zum jüngsten Gewinner des Premio Alfaguara de Novela, er wird gerade in zehn Sprachen übersetzt (Roter April, Suhrkamp 2008). Auf Deutsch erschien bislang sein Roman *Pudor* (Vorsicht, Claassen 2006), dessen Verfilmung dieses Jahr in Spanien in die Kinos kam. Roncagliolo ist außerdem als Dreh- und Kinderbuchautor und literarischer Übersetzer tätig und schreibt u.a. für die spanische Tageszeitung *El País*. Seine Übersetzerin Angelica Ammar traf den Autor in Barcelona, wo er seit einigen Jahren lebt.

Angelica Ammar: Herr Roncagliolo, Ihr erster ins Deutsche übersetzter Roman *Vorsicht* handelt von dem ganz normalen Wahnsinn einer aus den Fugen geratenden peruanischen Kleinfamilie; sogar der Kater dreht durch. Wie entscheidend war für Sie Lima als Schauplatz? Was wollten Sie erzählen?

Santiago Roncagliolo: Anfangs dachte ich, der Schauplatz sei nicht so wichtig, ich überlegte sogar, den Roman in Madrid anzusiedeln, wo ich damals wohnte, oder in irgendeiner namenlosen Stadt, da die Handlung sich eigentlich ganz auf die Familie konzentriert. Aber Lima hat eine faszinierende Eigenschaft: Es regnet nie, trotzdem ist der Himmel das halbe Jahr über grau, als unterdrücke die Stadt unablässig die Tränen. Und in dieser Geschichte unterdrücken alle Figuren unaufhörlich ihre Gefühle, sie sind unfähig, sich mitzuteilen. Lima erschien mir schließlich als der perfekte Schauplatz für diese triste Einsamkeit.

Als der Roman in Peru herauskam, stellte ich fest, dass er dort nicht unbedingt als familiäre Tragikomödie gelesen wird, sondern als Geschichte der Wohnsiedlung San Felipe. Nicht ganz zu unrecht, denn nach San Felipe zogen in den siebziger Jahren Linke, die an eine soziale Gerechtigkeit glaubten; alle Wohnungen waren gleich, die Siedlung befand sich in ihrer kleinen sozialistischen Utopie exakt in der Mitte zwischen einem Viertel der oberen und einem der unteren Mittelklasse. Heutzutage herrscht in Peru jedoch immer noch das gleiche soziale Ungleichgewicht, und San Felipe ist eine Art Insel, umgeben von chaotischem Verkehr, von immer ärmeren Armen und immer reicheren Reichen. Und es ist grau, genau wie der Himmel. Ein gescheiterter Traum.

Sie selbst haben einen großen Teil Ihrer Kindheit in Mexiko verbracht. Weshalb mussten Ihre Eltern ins Exil gehen, und wie empfanden Sie die Rückkehr?

Mein Vater war Mitglied der Revolutionären Sozialistischen Partei, und wie viele Linke musste er in den 70er Jahren das Land verlas-

sen. Mexiko nahm nach der guten Erfahrung mit den spanischen Exil-Republikanern viele dieser neuen Parias auf. Ich wuchs unter kleinen Exilanten aus Chile, Argentinien und Uruguay und anderen Ländern auf. Unsere Väter waren bärtige Männer mit dickrandigen Brillen, die nachmittags zu Hause Revolutionen planten. Ich ging mit einem T-Shirt der Sandinistischen Befreiungsfront Nicaraguas in die Schule. Ich hatte auch eines mit Saddam Husseins Konterfei. Mit meinen Freunden spielte ich Volkskrieg. Ich hielt meinen Vater für eine Art Geheimagenten. Sein Leben bestand aus Verschwörungen und Verfolgungen, er hatte sogar einen falschen argentinischen Pass. Er war der beste Papa der Welt.

Als ich in den 80er Jahren nach Peru zurückkam, befand sich das Land gerade mitten in der vom Leuchtenden Pfad angezettelten Revolution. Und das war gar nicht schön. Sie kappten die Stromnetze und legten Bomben. Die Regierung verhielt sich nicht viel besser. Es wurden Ausgangssperren verhängt, Soldaten schossen auf der Straße auf Menschen. Insgesamt gab es 70.000 Tote, auf beiden Seiten etwa gleich viel. Für die meisten Kinder in meinem Alter schien das normal, sie kannten ja nichts anderes. Aber ich war entsetzt. Zu dieser Zeit begann ich zu lesen. Vermutlich bot die Literatur mir eine bessere Welt als die Wirklichkeit. Außerdem war das eine Beschäftigung, zu der man nicht das Risiko auf sich nehmen musste, außer Haus zu gehen. Ein weiterer Effekt dieser Rückkehr nach Peru war, dass ich sehr skeptisch gegenüber der Politik geworden bin. Ich habe Menschen die schrecklichsten Taten im Namen der höchsten Ideale begehen sehen. Inzwischen ziehe ich weniger hochgesteckte Ideale und den Dialog vor.

Ihr nächstes Jahr in Deutschland erscheinender Roman *Roter April* begibt sich auf die Spur des Leuchtenden Pfads nach seiner offiziellen Auflösung. Ein Staatsanwalt ermittelt in Ayacucho wegen begangener Morde, die auf ein Wiederaufflackern des Terrorismus hindeuten. Wie präsent ist der Terror noch?



© Erick Wélgora

Der Staatsanwalt spiegelt bis zu einem gewissen Grad eine persönliche Erfahrung wider, die ich machte, als ich in Peru für eine staatliche Menschenrechtsorganisation arbeitete. Die Gewalt des Terrorismus kannte ich bereits, bei dieser Arbeit wurde ich mit der des Staates konfrontiert, die im Namen von Bürgern wie mir ausgeübt worden war. Ich sprach mit Angehörigen von Verschwundenen und Ermordeten, mit Gefolterten. Irgendwann reduzierte sich der Unterschied zwischen Gut und Böse für mich darauf zu entscheiden, welche Mörder mir lieber waren.

So ist das weltweit, wir müssen uns entscheiden. Man kann nicht außen vor bleiben, selbst Schweigen ist schon eine Wahl. Aber wenn man die Augen öffnet und schaut, wer die eigenen Interessen verteidigt, ist man vielleicht wie Staatsanwalt Chacaltana unversehens einem Massenmörder auf der Spur, entpuppt sich vielleicht sogar als sein Komplize. Deshalb war für mich der Thriller für dieses Thema das beste Genre.

Was hat Sie dazu gebracht, eine so schwache Versager-Figur wie Staatsanwalt Chacaltana in den Mittelpunkt zu stellen?

Zum einen brauchte ich eine Prise Komik, um die Lektüre aufzulockern. In armen oder von Konflikten heimgesuchten Ländern ist der schwarze Humor ein Schutz vor der Realität, und das habe ich mir beim Erzählen zunutze gemacht. Der Staatsanwalt ist so hasenfüßig und absurd, dass er dem Roman seine burliesken Momente verleiht. Ich wollte eine Geschichte schreiben, bei der einem das Lächeln in den Mundwinkeln gefriert und zu einer Grimasse des Grauens wird. Außerdem hat der Staatsanwalt, wie gesagt, Ähnlichkeit mit mir, als ich selbst ein staatlicher Angestellter war. Ich glaubte an die unfehl-

bare Welt des Gesetzes, in der die Menschen tun, was richtig ist, und Strafen verdient sind. Nach und nach untergrub meine Erfahrung diese Gewissheiten, und ich kam mir selbst immer lächerlicher vor, immer schwächer und schwankender. Wie Chacaltana.

Gleichzeitig interessiert Sie aber auch die Faszination, die ein Anführers wie Abimael Guzmán, Gründer des Leuchtenden Pfads, ausübt. Gerade haben Sie in Spanien ein Buch über ihn veröffentlicht (*La Cuarta Espada*, Alfaguara 2007). Was hat Sie bei Ihren Recherchen am meisten beeindruckt?

Am merkwürdigsten ist vielleicht, dass Guzmán nicht auf Waffen zurückgriff. Auch nicht auf finanzielle oder sonstige internationale Unterstützung. Trotzdem hat seine revolutionäre Bewegung beinahe 40.000 Menschen umgebracht; die einzige Guerilla in der Geschichte Lateinamerikas, die mehr Tote auf dem Gewissen hat als die Regierung. Mich interessierte die Person Guzmán, eine Art Intellektueller des Terrors, der seine Leute von einem Büro aus angeführt hat. Das zeigt die zerstörerische Macht der Ideen. Hätte ich mir so eine Figur ausgedacht, wäre sie völlig unglaublich erschienen.

Außerdem wollte ich das Buch schreiben, das sich über die ETA oder Al Qaida nicht ohne Weiteres machen lässt, ich wollte das Funktionieren einer terroristischen Organisation von innen heraus zeigen, von der politischen Strategie bis zum Privatleben ihrer Mitglieder, mit Informationen, die ich von eben diesen Mitgliedern bekam. Vor allem aber wollte ich einen nicht-fiktionalen Roman schreiben, in der Tradition von Truman Capotes **Kaltblütig**. Eine reale Geschichte, literarisch aufgearbeitet. **La Cuarta Espada** ist ein Roman über die Macht und das Böse. Nur sind seine Figuren real. Reale Mörder.

Was denken Sie über die aktuelle Situation in Peru?

Ich denke, Peru geht es wie jedem Land nach einem Krieg: Eine Zeitlang wurde die Vergangenheit totgeschwiegen. Aber inzwischen beginnen wir, die wir damals Kinder waren und keiner der beiden Extreme verdächtigt werden können, über das Thema zu schreiben. Und das wird gut und mit Interesse aufgenommen. Es ist wichtig, ein historisches Gedächtnis zu schaffen, denn es ist kaum bekannt, was eigentlich geschah. In Peru starben so viele Menschen wie in Chile, Argentinien und Uruguay zusammen. Aber in diesen Ländern waren die Opfer Intellektuelle und Politiker der städtischen Mittelklasse, Journalisten und Künstler, also eben diejenigen, die das kollektive Gedächtnis gestalten. In Peru dagegen waren es Bauern, die weder lesen noch schreiben konnten, die nicht einmal einen Pass hatten, die nicht existierten. In allen Konflikten gibt es Opfer, die mehr ins Gewicht fallen als andere.

Angelica Ammar (*1972 in München) verbrachte nach dem Studium der Romanistik und Ethnologie zehn Jahre in Paris, seit 2007 lebt und arbeitet sie als Übersetzerin und Autorin in Barcelona. 2006 erschien Ihr Roman *Toledo* im Amman Verlag.

Teresa Ruiz Rosas [Peru/Deutschland]

Die verwandelte Frau

Seiner Meinung nach hatte diese Frau (oder sollte er „Fräulein“ sagen?) noch keinen chirurgischen Eingriff nötig. Sie besaß eine eigenartige natürliche Schönheit, die man als untypisch bezeichnen könnte (an welches Werk von Picasso erinnerte ihn dieses wundervolle Gesicht, wenn es ihm sein Profil darbot?), aber noch beeindruckend und jugendlich genug war, als dass man es hätte wagen können, sie auf irgendeine Art zu verändern. Kein Zweifel, diese Frau war nicht einfach in die Klinik gekommen, um sich verschönern zu lassen, sie verlangte eine radikale Veränderung. Auch deshalb hatte Bustíos eingewilligt, die Operation durchzuführen, denn von einem ästhetischen, oder vielleicht wäre es treffender zu sagen von einem „optischen“ Standpunkt aus betrachtet, würde es sich um einen weitaus riskanteren, kühneren Eingriff als gewöhnlich handeln, zumal er bisher noch keinen solchen Fall erlebt hatte. Hier wurde kein Ausbessern, Verschönern, Verjüngen von ihm verlangt, auch kein Schneiden, Straffen oder Auffüllen, nichts dergleichen. Es ging darum, die Gesichtszüge, den Charakter des Gesichts, das gesamte Gefüge auf eine Weise zu verändern, dass sich die Frau in einen anderen Menschen verwandeln würde, nicht mehr und nicht weniger. Verlangte sie von ihm, dass er ihre Identität fälschte? Wenn Sie es so nennen wollen, warum nicht; tun Sie meinetwegen so, als würden Sie das Foto in einem Ausweis austauschen, solange Sie mir nur ein neues Gesicht geben, hatte sie ihm fast gleichgültig geantwortet.

„Ich möchte Sie etwas fragen: Würden Sie Ihr außergewöhnliches Talent nicht lieber in den Dienst derer stellen, die es dringender benötigen?“, fuhr Elvira Peña durch diesen Schlitz im Verband, hinter dem sich ihr (neuer) Mund verbarg, fort, als Gerardo Bustíos schon dachte, ihr Gespräch sei beendet und er ihr bereits die Hand reichen wollte, um sich zu verabschieden. „Die es wirklich benötigen, wollte ich sagen.“

Durch die Operation, für die sie ihn doch tatsächlich um eine Zahlungserleichterung gebeten hatte, die er ihr gewährte, ohne irgendwelche Nachforschungen über ihre finanzielle Lage oder ihre früheren Geldgeber unternommen zu haben (nicht einmal ihren Personalausweis hatte er sehen wollen, wie er Jahre später feststellen sollte. Weil er ihr stillschweigend vertraute? Aufgrund einer magischen Seelenverwandtschaft? Oder aus spontaner Gutgläubigkeit?), war Elvira Peña tatsächlich zu einer anderen Frau geworden. Sie wirkte weder jünger noch älter, war auch nicht unbedingt schö-

ner oder attraktiver als vorher. Und war doch nicht wiederzuerkennen, und genau das war es, was sie nachdrücklich mit jenen Worten, jener Metapher von Doktor Bustíos verlangt hatte: eine Verwandlung, die keine Spuren hinterlassen würde.

Weshalb?

Erst jetzt, nachdem so viele Jahre vergangen sind und er wieder in seinem Geburtsort lebt, ist sich der Chirurg bewusst, dass es seine berufliche Eitelkeit war, die ihn daran gehindert hatte, sich selbst und ihr diese Frage zu stellen. Warum verlangte diese Patientin eine Umwandlung ihrer Gesichtszüge, ihrer Identität? Ein so sonderbarer Auftrag musste einen Anlass haben. Ein Auftrag, bei dem ästhetische Gründe keine Rolle spielten.

Erst jetzt versteht er, wie blind ihn die Herausforderung, ein Meisterwerk zu schaffen, damals gemacht hatte – die Herausforderung, mittels einer Operation eine Veränderung zu erreichen, die noch radikaler ist als die der Natur selbst, die mehr als einmal während des entscheidenden Schritts von der Kindheit zur Jugend für eine äußerliche Verwandlung sorgt, etwa wenn die Gesichtszüge und -linien plötzlich ganz anders verlaufen als man zu Beginn der Pubertät vermutet hätte.

Zur Überraschung, aber auch Genugtuung seiner Kollegen in der Klinik La Planicie, von Calderón einmal abgesehen, war die Operation glänzend verlaufen. Daher konnte er sein Erstaunen nur schlecht verbergen, als er die Frage seiner Patientin vernahm, die völlig zufrieden wirkte, obwohl sie ihre Worte kaum artikulieren konnte durch diesen Kokon aus Verbänden und mit ihren neu gestalteten Lippen, die sich gerade erst regenerierten und die nun weniger voll waren, als er es sich gewünscht hätte. Auch weniger lasziv? Das würde sich noch zeigen.

„Ich glaube, dass mich alle meine Patienten und Patientinnen brauchen, Señora Peña, wenn nicht, warum sollten sie dann zu mir kommen?“, gab Gerardo Bustíos selbstgefällig zurück, ohne vorher nachgedacht zu haben und ohne sich der Banalität des Gesagten bewusst zu sein.

Er hatte ein Grübchen am Kinn, das ihn unwiderstehlich anziehend machte, sobald er lächelte. Dabei musste er daran denken, dass Elvira Peña in all den Tagen, sogar Wochen – denn wegen der komplizierten Art des Eingriffs war sie insgesamt drei Wochen in La Planicie – von niemandem besucht worden war. Niemand hatte sie begleitet, auch nicht an dem Morgen, als sie sich selbst eingewiesen

hatte, und niemand hatte sich nach dem Verlauf der Operation erkundigt, während sie noch unter der Wirkung der Narkose stand. Eine vor, während und nach der Operation vollkommen allein gelassene Frau. Seit er seinen Beruf ausübte, hatte er so etwas noch nicht erlebt, schon gar nicht seit dem Beginn seiner Tätigkeit als Partner von Calderón.

Gab es niemanden, der für sie da war?

Auch diese Frage war ihm damals, als er einen mechanischen Blick in ihre Akte geworfen hatte, nicht in den Sinn gekommen. Geschieden, keine Kinder, doch in Klammern der Eintrag „zwei Verluste“. Es ist wohl besser, sie mit „Frau“ und nicht mit „Fräulein“ anzusprechen, hatte er in jenem Moment gedacht, er verabscheute mangelnden Respekt. Auf jeden Fall war sie eine einsame Frau.

„Sie haben es gesagt, und Sie glauben daran“, fuhr sie fort, ohne sich bewusst darüber zu sein, welche Gedankengänge sie gerade unterbrach. (...) „Und Sie glauben daran, weil Sie daran glauben wollen. Natürlich, die Tatsache, dass diese ganzen Patienten hierher zu Ihnen kommen, verleiht Ihnen das untrügliche Gefühl, gebraucht zu werden. Auch Sie haben einen Überlebensinstinkt. Aber sogar die Bedürfnisse sind relativ. Haben Sie noch nie darüber nachgedacht, dass gerade die, die nicht zu Ihnen kommen, Sie womöglich am meisten benötigen? Jene, die sich nie trauen würden, ins La Planicie zu kommen, von wo auch immer? Oder die anderen, die schlicht und einfach noch nie von Ihnen gehört haben, davon, was Sie machen könnten, um ihnen wieder ein anständiges Leben zu ermöglichen?“

Dieser Gedanke war ihm tatsächlich noch nie gekommen, vielleicht hatte er einfach keine Zeit gehabt, es gab einfach zu viel zu tun. Für einen Termin mit dem Star, zu dem Gerardo Bustíos immer mehr wurde, musste man mehrere Wochen warten. Um eine medizinische Koryphäe zu werden, arbeitete er bereits ein halbes Jahrzehnt an der Seite der Nummer Eins der Schönheitschirurgie in Peru, in dieser rund um die Uhr bewachten Zone des La Planicie. Neueste Technik, viel besser ausgerüstet als die Klinik, die Sandro Calderón einst berühmt gemacht hatte, ein riesiges Grundstück an der hübschen Avenida de Surco, (...), und, last but not least, hatten sie gerade neun weitere Chirurgen eingestellt, die alle, so wie Sandro Calderón und er selbst auch, eine hervorragende Ausbildung in Brasilien genossen hatten. Kurz, es war die beste Klinik Limas auf ihrem Gebiet, und wenn man Lima sagte, war selbstverständlich von ganz Peru die Rede.

„Nun, ich weiß wirklich nicht, wohin das führen soll, Señora Peña“, sagte Bustíos schließlich leicht irritiert; das alles hörte sich immer mehr an, als wollte sie ihn reizen oder ihm sogar etwas vorwerfen, womöglich ging es ihr auch noch um Moral. Was erlaubte sich diese makellose Unbekannte, seinen Beruf auf diese Weise in Frage zu stellen, sein Leben, letztendlich ihn selbst? Was war das für eine Art von Vertrauen? Hatte er sie etwa gefragt, warum sie sich so sehr danach sehnte, ein neues Gesicht zu bekommen?

„Wohin Sie wollen, Doktor Bustíos, nicht mehr und nicht weniger.

Oder wenn Ihnen das lieber ist: zu wem Sie wollen“, antwortete sie mit einer nach dem Eingriff noch monotonen Stimme und einer Ruhe, von der er nicht hätte sagen können, ob sie etwas männliches oder weibliches an sich hatte oder einfach nur auf die Operation zurückzuführen war. „Vorausgesetzt, sie sind dazu fähig, das eine oder andere Opfer zu bringen.“

Wenn Gerardo Bustíos nicht an den Anblick seiner gerade operierten, in weiße Verbände gehüllten Patienten gewöhnt gewesen wäre, hätte er in diesem Augenblick die Erscheinung von Elvira Peña mit einer übernatürlichen Begebenheit assoziiert. Selbst ihre Stimme klang, als käme sie aus dem Jenseits, als sei sie die Überbringerin einer transzendentalen Nachricht.

Doch alles hatte seine Richtigkeit in La Planicie, und Elvira Peña wusste mit ihren beinahe 33 Jahren, dass es nur eine Falle gab, in die Männer immer wieder tappten: die der Herausforderung.

(...)

„Machen Sie sich keine Sorgen, Doktor Bustíos. Tun Sie so, als hätte ich nicht mit Ihnen gesprochen. Manchmal denken wir mit lauter Stimme. Bitte entschuldigen Sie mein Missgeschick. Ich werde wieder kommen, sobald ich alles unter Kontrolle habe, nächste Woche. Ich schulde Ihnen unendlichen Dank für alles. Wirklich, Sie können sich nicht vorstellen, wie dankbar ich Ihnen bin.“

Aber Gerardo Bustíos war leicht beunruhigt, die seltsame Patientin hatte ihn verunsichert, und ihr merkwürdiger Einfall, laut zu denken, hatte einen Nerv in ihm geweckt, der bis dahin behaglich geschlummert hatte.

Vom Fenster aus sah er, wie sie sich in einem Taxi von La Planicie entfernte. Allein. Er hatte es befürchtet.

Aus dem Spanischen von Carsten Regling



© Govert van Eeden

Teresa Ruiz Rosas (* in Peru), Schriftstellerin und Übersetzerin, lebt in Köln. Ihr erster Roman **El copista** (Der Kopist, übers. v. Alicia Padrós, Amman Verlag 1996, vergr.) wurde ins Deutsche und Niederländische übersetzt. **La mujer cambiada**, ihr dritter, noch unveröffentlichter Roman, führt uns in ein dunkles Kapitel der peruanischen Gesellschaft. Vor dem Hintergrund einer Liebesgeschichte werden die Auswirkungen des bewaffneten Kampfes der Terrorgruppe Sendero Luminoso gegen die Regierung auf weite Teile der Gesellschaft Mitte der 80er bis Mitte der 90er Jahre geschildert. Wir haben ein Fragment aus dem ersten Kapitel „Von Angesicht zu Angesicht“ übersetzt.

Aus der Übersetzerwerkstatt berichtet:

Susanna Mende

Ich habe mich nie so sehr als Autorin gefühlt

Susanna Mende (*1965 in Füssen/Allgäu), Studium der Hispanistik, Germanistik und Kunstgeschichte in Hamburg und Madrid, lebt in Berlin und arbeitet seit 1997 freiberuflich als literarische Übersetzerin aus dem Spanischen. Seit 2003 ist sie auch Dozentin für Übersetzen an der Universität Potsdam. Sie übersetzte u. a. Fernando del Paso, Josan Hatero, Juan Bas, Jorge Franco, Carlos Eugenio López und zuletzt die beiden Argentinier Pablo Ramos und Antonio Dal Masetto* (s. Porträt in diesem Heft und Gespräch in *LiteraturNachrichten* Nr. 94). Silke Kleemann sprach mit ihrer Kollegin über die Arbeit an den Romanen dieser beiden Autoren.

Silke Kleemann: Gibt es spezielle Schwierigkeiten bei der Übersetzung von Autoren, die aus Argentinien kommen?

Susanna Mende: Pablo Ramos ist eine Generation jünger als Antonio Dal Masetto. Und die beiden sind so verschieden wie die Lebenswelten, die sie beschreiben. Und genauso verschieden sind die literarischen Mittel, die sie verwenden, so dass man von einer spezifischen „Argentinität“ gar nicht sprechen kann.

Pablo Ramos setzt in *Der Ursprung der Traurigkeit* sehr viel mehr argentinische Umgangssprache und Realien ein als das bei Dal Masetto der Fall ist. War das sehr recherchaufwändig?

Ja, ich habe einige Zeit gebraucht, bis ich dem überhaupt auf die Spur gekommen bin. Da haben sich teilweise noch in den letzten Durchgängen, auch zusammen mit der Lektorin, die sehr hilfreich war und sich aktiv an der Überarbeitung beteiligt hat, Bedeutungen in diesem Vorort-Kontext geklärt. Außerdem spielt der Roman in den 1980er Jahren, da gab es wiederum eigene Sprachcodes, die sich heute wahrscheinlich schon wieder völlig verändert haben. Die Qualität an manchen Stellen habe ich erst spät erkannt, auch die Ironie oder den Humorgehalt. Das war wirklich eine besondere Herausforderung bei Pablo Ramos.

Es kommen viele idiomatische Ausdrücke aus dem argentinischen Spanisch vor, aber auch originelle Abweichungen davon. Ich

könnte mir vorstellen, dass es schwierig war, da eine Grenze zu finden: Wo nimmt man einfach etwas idiomatisch Deutsches, wo folgt man dem Autor in diesen originellen Bildern?

Ich habe an manchen Stellen auch Dinge vereinfacht und darauf verzichtet, zu stark zu codieren oder vielleicht auch zu sehr zu erklären, weil ich dachte, das bringt uns hier überhaupt nichts. Mir ging es eher darum, den Tonfall des 12- oder 13-Jährigen zu treffen, der immer mal wieder Anklänge von Humor versucht, aber eigentlich schon ziemlich verzweifelt, ziemlich traurig ist. Um mich auf diesen Jungen einzulassen, musste ich manchmal ganz schön vom Original abstrahieren, ich musste mich fragen: Wie spricht so einer im Deutschen, wie klingt der? Da sind verschiedene Transformationsprozesse notwendig.

Fiel es Ihnen schwer, da mitzugehen? Ich denke zum Beispiel an die Beschreibungen der Kalendermädchen in der Werkstatt, vor denen der Junge sich immer wieder selbst befriedigt, der Vergleich der schwangeren Mutter mit einem überreifen Pfirsich, der bald aufplatzt. Das kann Widerwillen erzeugen. Merken Sie Unterschiede zwischen Autoren, ist es bei manchen leichter mitzugehen als bei anderen?

Unbedingt. Bei Pablo Ramos war es nicht leicht, einen Zugang zu finden. Das hat dann aber, finde ich, auch mit so etwas wie Ge-

schmack oder Vorlieben zu tun. Ich hoffe, dass ich mit dem ausreichenden Maß an Professionalität an diese Übersetzung herangegangen bin, aber er ist mir doch fremd geblieben.

Bei Dal Masetto habe ich sofort bei der ersten Rohfassung gemerkt, dass er mir liegt. Das hat mit Sicherheit auch etwas damit zu tun, dass Dal Masetto etwas Universelleres hat, in der Art, wie er seine Geschichten anlegt und erzählt, und auch in seiner Sprache. Er nimmt ja eigentlich an keiner Stelle, zumindest in den beiden ersten Romanen, die in dem Dorf Bosque spielen, Bezug auf einen konkreten argentinischen Kontext. Die Geschichte könnte auch an völlig anderen Orten spielen. In **Unten sind ein paar Typen** ist das natürlich anders, das verrät schon der Titel. Dieser Satz, **Hay unos tipos abajo**, war eine Warnung, eine Art Codesatz während der Militärdiktatur: Die Typen, die da unten sind, sind von der Geheimpolizei und nehmen dich vielleicht mit. Da wird Bezug genommen auf einen ganz bestimmten historischen Moment in der argentinischen Geschichte. Auch in diesem Buch behält Dal Masetto seinen sehr spröden, reduzierten Stil bei, den ich fantastisch finde und der eine große Herausforderung für die Übersetzerin ist, aber er hat nicht so viel Lokalkolorit. Weder sprachlich noch inhaltlich.

Hat Sie die Arbeit an den Romanen *Noch eine Nacht und Spiele* psychisch nie belastet? Die Texte sind teilweise auch vordergründig sehr brutal, latente Brutalität ist immer zu spüren. Haben Sie keine Alpträume bekommen?

Jetzt wirke ich wahrscheinlich ziemlich hart gesotten. Ich bin ein Fan von Kriminalliteratur und Thrillern und vertrage auch bei Filmbildern eine ganze Menge. Dal Masetto ist tatsächlich sehr suggestiv in der Darstellung von Gewalt, sowohl psychischer als auch physischer Gewalt. Aber ich muss ehrlich sagen, wenn das alles von hoher literarischer Qualität ist, dann leide ich nicht so sehr, sondern bin eher fasziniert, auch wenn es mir nahe geht.

Es ist diese hohe Suggestivkraft in seiner Art zu schreiben, die mich beim Übersetzen und sogar noch beim Überarbeiten der Texte in Bann geschlagen hat. Er hat da etwas ganz Besonderes bei mir angerührt: zu spüren, dieser Autor hat einen ganz eigenen Tonfall und Rhythmus, und das als eine faszinierende, aber teilweise auch wirklich große Verpflichtung zu empfinden. Dass man das jetzt unbedingt perfekt rüberbringen muss. Das erzeugt auch eine Form des Auf-sich-selbst-zurückgeworfen-Seins, im Sinne von nicht nur Übersetzer zu sein, sondern tatsächlich Autor zu sein. Ich habe mich nie so sehr als Autorin gefühlt wie bei Dal Masetto.

*Dal Masettos Romane sind alle im Rotpunkt Verlag, Zürich, erschienen. Sie standen im Jahr 2006 mehrfach auf der KrimiWelt-Bestenliste.

www.susanna-mende.de



Mandira Sen [Indien], Verlegerin

Samya bedeutet Gleichheit

Seit 1990 ist Mandira Sen Mitinhaberin des indischen Verlags Bhatkal & Sen mit Sitz in Kalkutta. Der Verlag publiziert unter zwei Namen Stree und Samya. Stree hat sich auf Studien über den Status indischer Frauen sowie auf Literatur von Frauen spezialisiert, während Samya Titel über soziale Veränderungen in Indien sowie Literatur der sogenannten „Unberührbaren“ oder „Dalits“ verlegt. Mandira Sen war 2006 Gast des Einladungsprogramms der Frankfurter Buchmesse. Ann-Kathrin Häfner hat sich mit ihr unterhalten.



Ann-Kathrin Häfner: Sie publizieren Bücher von Frauen und solche, die die Situation der indischen Frau thematisieren, außerdem Literatur von Dalits. Worum geht es in Ihren Büchern genau?

Mandira Sen: „Stree“ bedeutet „Frau“ in fast allen indischen Sprachen. Wir waren bestrebt, die neuen Konzepte und Methoden anzuwenden, die aus den Frauenbewegungen in Indien und in der westlichen Welt hervorgegangen sind. Obwohl Indien bereits eine Demokratie war, blieb die Position der indischen Frau in fast allen Lebensbereichen schwach. Deshalb wollten wir einen Beitrag zur Diskussion über den Status von Frauen leisten. Wir veröffentlichen auch literarische und autobiographische Titel von Frauen, um die weibliche Kreativität sowie weibliche Perspektiven auf die Gesellschaft einem breiten Publikum zuzuführen. Thematisch bietet unser Programm eine breite Palette von der wissenschaftlichen Abhandlung über das Sachbuch bis hin zur Autobiographie. „Samya“ bedeutet „Gleichheit“. Unter diesem Imprint veröffentlichen wir Titel, die sich mit dem hierarchischen Aspekt der indischen Kultur und mit dessen Wandlungen in den letzten Jahren beschäftigen. Auch hier bieten wir eine Kombination aus wissenschaftlichen Titeln und Sachbüchern, die einem breiteren Publikum zugänglich sind. Die von uns publizierte Übersetzung der Autobiographie des Dalit Omprakash Valmiki, **Joothan: A Dalit's Life**, erhielt 2004 einen Preis als bestes Buch über das moderne Indien.

Was hat Sie persönlich zu diesen Themen geführt?

Im Gegensatz zu den meisten anderen Verlegern bin ich durch meine Biographie eine Art Außenseiterin in der indischen Gesell-

schaft und bringe deshalb eine andere Perspektive mit. Die prägende Zeit zwischen meinem 13. und 22. Lebensjahr verbrachte ich in London und kehrte erst nach Abschluss meines Studiums nach Indien zurück. Die indische Gesellschaft war mir in vielerlei Hinsicht fremd geworden, trotz aller Modernität prägten Denkstrukturen aus feudalen Zeiten die zwischenmenschlichen Beziehungen, sowohl im öffentlichen als auch im privaten Bereich. Da mein Mann in Boston studierte, begleitete ich ihn und arbeitete in verschiedenen Verlagen: zunächst bei dem kleinen sozialwissenschaftlichen Verlag Schenkman, anschließend bei Little Brown and Co. und Houghton Mifflin. Diese Erfahrungen waren von größtem Nutzen für mich – heute liegen unsere Bücher im Hinblick auf die Qualität an der Spitze der in Indien produzierten Bücher. Nach fünf Jahren kehrten wir nach Indien zurück, und ich arbeitete zunächst als Redakteurin bei Orient Longman in Kalkutta, bevor ich schließlich meinen eigenen Verlag gründete.

Wer sind Ihre Leser? Wie schätzen Sie die Wirkung Ihrer Bücher ein?

Unsere indischen Leser sind gebildete Städter aus der Mittelklasse, was angesichts einer Alphabetenrate von nur 67 Prozent nicht verwunderlich ist. Die Zahl derjenigen, die auf Englisch lesen können, ist noch niedriger. Neben unseren englischsprachigen Titeln publizieren wir auch in Bengali, der Sprache unseres Bundesstaates West Bengal (80 Mio. Einwohner) und Bangladeshs (140 Mio. Einwohner). Die Titel von Samya haben große Verbreitung in ganz Indien gefunden, auch aus kleineren Städten erhalten wir Buchbestellungen. Unser Bestseller ist der Titel **Why I Am Not a Hindu: A**



© Privat

Sudra Critique of Hindutva Philosophy, Culture and Political Economy von Kancha Ilaiah. Dieser Titel hat den Status eines Manifests für die niedrigen Kasten, und es sind zahlreiche Raubkopien in Umlauf.

Inzwischen können ja auch Menschen aus den niedrigen Kasten und sogar Dalits beruflich aufsteigen und ihren sozialen Status verbessern. Verschwindet langsam das Kastendenken in Indien?

Den Dalits geht es wesentlich besser als früher, was mit einer Quotenregelung zu tun hat, die in der indischen Verfassung festgeschrieben ist. In manchen Wahlkreisen können nur Dalits gewählt werden, deswegen bekleiden viele Dalits sowohl regional als auch auf bundesstaatlicher Ebene politische Ämter. R. K. Narayanan, ein früherer Präsident, war ein Dalit. Auch in unseren Bildungseinrichtungen ist immer eine bestimmte Anzahl von Sitzen für Dalits reserviert. Trotzdem kann jahrhundertelange Ausbeutung und Unterdrückung nicht innerhalb von 60 Jahren verschwinden. Die Quotenregelung hat den Nachteil, dass die Kastenzugehörigkeit weiterhin im Mittelpunkt steht. Und was ist mit all den armen Bevölkerungsschichten, die keine Dalits sind? Vor einiger Zeit haben „Gujjars“ Autobahnen und Straßen in Rajasthan blockiert, um ihrer Forderung nach einer ähnlichen Vorzugsbehandlung Nachdruck zu verleihen.

Die Situation von Frauen in Indien wird breit diskutiert, und es existieren verschiedene Initiativen, die für die Interessen von Frauen eintreten. Welche sind die wichtigsten Errungenschaften der letzten Jahre? Was gibt es noch zu tun?

Die Situation indischer Frauen ist sehr vielfältig. Die meisten Frauen

aus der Mittelklasse studieren und ergreifen einen Beruf. Junge Musliminnen aus der Mittelklasse wehren sich gegen männliche Dominanz und verlangen ein Mitspracherecht bei Heirat, Scheidung und Sorgerecht. Die meisten Frauen gehören jedoch nicht der Mittelklasse an. Hier sind die Probleme immer noch sehr groß und so vielfältig, dass sie sich nicht kurz zusammenfassen lassen: hohe Analphabetenrate, frühe Heirat, kaum Raum für eigene Entscheidungen. Verheiratete Frauen werden beispielsweise oft gezwungen, einen weiblichen Fötus abzutreiben – dies ist zwar verboten, aber die Gesetze lassen sich schwer durchsetzen. Das Verhältnis zwischen den Geschlechtern in den reichen Bundesstaaten Haryana und Punjab ist erschreckend: 778 Mädchen gegen 1000 Jungen.

Wichtige Errungenschaften? Frauen haben Zugang zu allen gesellschaftlichen Bereichen: Ruma Pal war eine sehr anerkannte

Richterin beim höchsten Gericht des Landes. Es gibt weibliche Minister in den Regierungen und Verbände, die von Frauen geführt werden. Aber wo das Leben eines weiblichen Säuglings unsicher bleibt, stecken wir nach wie vor zwischen Mittelalter und Modernität fest.

Im letzten Jahr haben Sie im Rahmen des Einladungsprogramms an der Frankfurter Buchmesse teilgenommen. Wie war die Resonanz auf ihre Bücher bei internationalen Verlagen?

Es war in der Tat eine tolle Chance. In Frankfurt habe ich gelernt, wie man Rechte verkauft. Für uns ist es einfacher, Rechte in andere englischsprachige Länder zu verkaufen, vor allem in die USA und nach Großbritannien. Die Kontaktaufnahme zu Ländern wie Deutschland, Italien, Frankreich und Spanien ist von Indien aus schwieriger. In Frankfurt interessierte sich der Draupadi Verlag aus Heidelberg für einige unserer Titel und über die Sahitya Akademy, eine staatliche Institution zur Förderung indischer Literatur in den verschiedenen Sprachen, konnten wir einen Textauszug in einer Anthologie veröffentlichen, die bei Suhrkamp erschienen ist. In Frankfurt habe ich gelernt, dass es immer rund acht Monate dauert, bis man wissen kann, ob der geknüpfte Kontakt Früchte trägt oder nicht. Auch habe ich in Frankfurt ein Gefühl für die Preise beim Rechtekauf oder -verkauf bekommen, das ist von Indien aus schwierig. Insofern war das eine sehr nützliche Erfahrung.

Ann-Kathrin Häfner ist Mitarbeiterin der Frankfurter Buchmesse und betreute viele Jahre lang u.a. das so genannte Einladungsprogramm für Verlage aus sich entwickelnden Buchnationen

Aminatta Forna [Großbritannien / Sierra Leone]

Ich habe diese Geschichten niemals zuvor gehört

Die Journalistin Aminatta Forna (*1964) veröffentlichte vor fünf Jahren unter dem Titel *Tanz mit dem Teufel. Meine afrikanische Kindheit* (übers. v. Bea Reiter, Bertelsmann Club Premiere 2002) einen autobiografischen Bericht. Mit *Abies Steine* (übers. v. Sabine Schwenk, Berlin Verlag 2007) legt die für die BBC in London arbeitende Autorin nun ihren ersten Roman vor. Bei einer Tagung in der Evangelischen Akademie Iserlohn stellte sie ihn vor (s. auch Bericht auf S. 36). Manfred Loimeier war dabei und hat ihr ein paar Fragen gestellt.

Manfred Loimeier: Wie kam es eigentlich zu diesem Roman?

Aminatta Forna: Als ich zu meiner ältesten Tante ging, um etwas über den Hintergrund meiner eigenen Familie zu erfahren, erzählte sie mir Geschichten über meine Urgroßmutter und meinen Urgroßvater. Er war ein Krieger gewesen und hatte sie gefangen, versklavt und geheiratet. Auf außerordentliche Weise gewann sie ihre Freiheit wieder. Ich war damals mit meinem Cousin unterwegs, der für mich übersetzte. Es war sehr heiß in dem *compound*, der Krieg war noch nicht zu Ende und meine Tante war als Flüchtling in Freetown. Ihre Geschichten waren zwar aufregend, aber auch sehr lang. Ich schlug daher meinem Cousin vor, später wiederkommen, aber er sagte: Nein, ich möchte diese Geschichten hören, ich habe sie niemals zuvor gehört.

Deshalb schrieb ich sie nieder, die Geschichte meiner Familie, weil sie die Geschichte meines Vaters erzählt. Er war ein politischer Gefangener, der in Sierra Leone getötet wurde, und ich wollte jetzt genau wissen, was ihm während seiner Haft passiert war und was letztlich zu seinem Tod geführt hatte, um meine eigene Geschichte und von der Geschichte unseres Landes zu erzählen. Ich hatte ja, genau wie mein Cousin, das alles niemals zuvor gehört. Deshalb beschloss ich, nach Sierra Leone zurückzukehren, und begann, an einem Roman zu arbeiten.

Wie gingen Sie dabei vor?

Ich redete schlichtweg mit jeder Frau, die ich finden konnte und die bereit war, mit mir zu sprechen. Ich begann in meiner Familie, denn sie waren es gewohnt, dass ich sie löcherte, aber ich sprach auch mit allen möglichen anderen Frauen darüber, was für sie das Leben war – von den 1920er Jahren angefangen, weiter konnten wir nicht zurückgehen. Es war nicht die Art von Geschichten, die ich in Bibliotheken hätte recherchieren können. Ich hatte keine andere Möglichkeit, als in die Dörfer zu fahren und mit den Frauen dort darüber zu sprechen, wie sie lebten und liebten, wie sie ihre Nasen und Augen schminkten, welche Frisuren sie trugen, wie die Mode war,

wie sich die Dinge für sie änderten, was sie glaubten, dass sich für sie ändern würde, als Islam und Christentum nach Sierra Leone kamen, dann Demokratie und Unabhängigkeit – die Hoffnungen und Träume und dann, letztlich, der Krieg.

Wie haben Sie diese Informationen gestaltet?

Ich schrieb den Roman aus der Sicht dieser Frauen. Ich schuf anhand deren Erfahrungen vier Frauenfiguren: Asana, die älteste – sie steht für das alte Afrika, denn sie weiß, wer sie ist und woher sie kommt, sie kennt ihre eigene Kultur, was sie zu ihrem Vorteil einzusetzen weiß. Dann ist da Mariama. Sie ist in eine Zeit großen religiösen Wandels hineingeboren – ihre Familie ist muslimisch, und ihr Vater wird strenggläubig, als die fundamentalistischen christlichen Prediger in der Gegend auftauchen. Die dritte Protagonistin ist Hawa, ein Mensch voller Wut. Sie tritt auf, als sich der Kolonialismus in ihrer Gegend am deutlichsten bemerkbar macht. Ihr Arbeitgeber ist ein Weißer, Mr. Blue. Und schließlich gibt es Serah. Sie wird von der Frauengeneration aufgezogen, mit der auch ich aufgewachsen bin, also der meiner Stiefmutter, meiner Tante. Serah gehört zu den ersten Frauen, die in den Westen gingen, nach Großbritannien und in die USA, um zu studieren. Das waren die „Sex in the City“-Girls. Wenn die nach Sierra Leone zurückkamen, glaubten sie an alles Westliche, an Demokratie und Liebesheirat. Nie würden sie polygame Ehen führen wie ihre Mütter. An all das glaubt Serah, und als sie in ihre Heimat zurückkehrt, entdeckt sie, dass die Versprechungen des Westens nicht das sind, was sie zu sein vorgeben.

In dem Roman gibt eine Kaffeeplantage der Erzählerin den Anlass, nach Sierra Leone zu reisen. Ist auch das authentisch?

Nun, im Dorf meiner Familie gibt es eine Plantage, die mit meiner Hilfe bepflanzt wird. Aber ich habe mich nicht wie im Roman für Kaffee, sondern für Cashew-Nüsse entschieden. Wir haben im Dorf 260 Hektar mit Cashew-Bäumen bepflanzt, das sind 15.000 Bäume, also ein Projekt, das etwas wirtschaftliche Aktivität ins Dorf bringt.



© Simon Westcott

Es entwickelt sich ganz gut. Es dauert zwar noch ein paar Jahre, bis die Bäume soweit sind, aber das Projekt wurde gut angenommen und die Leute arbeiten sehr hart daran.

Sie haben im Ort auch eine Schule gegründet. Wie entwickelt sich dieses Projekt?

Wir begannen mit vier nicht als Lehrer ausgebildeten Mitarbeitern. Zwei davon mussten aufhören, es fehlte ihnen einfach an Erfahrung. Für die beiden anderen brachten wir dann das Geld auf, um sie auf ein Lehrerausbildungsseminar zu schicken. Aber es bleibt eine unserer größten Herausforderungen, dass selbst dann, wenn die

Lehrer ausgebildet sind, die Qualität des Unterrichts in Sierra Leone nicht besonders gut ist. Ich habe versucht, diesen Mangel dadurch zu kompensieren, dass ich noch andere Leute in mein Dorf schickte. Eine meiner Nachbarinnen in Großbritannien brachte genug Geld auf – sie leitet eine Grundschule und wuchs in Sambia auf –, um selbst nach Sierra Leone zu fahren. Sie blieb zwei Wochen, um die Lehrer fortzubilden und ihnen zu helfen, ihre Fähigkeiten zu verbessern. Insgesamt ist der Unterricht noch sehr rudimentär. Als die Schule startete, spendete uns jemand sehr viel Zeichenutensilien, Farben und Pinsel. Später fiel mir auf, dass diese Materialien überhaupt nicht verwendet worden waren, und ich erfuhr dann vom Schulleiter, dass keiner der Lehrer weiß, wie man Kunst unterrichtet. Er selbst wusste es auch nicht - und er war der am besten qualifizierte der ganzen Schule. Er erklärte mir, wie man am Lehrerausbildungsseminar in Sierra Leone Kunstunterricht vermittelt und zeigte mir ein zur Hälfte beschriebenes Blatt Papier mit einigen Details zu den Primärfarben, das war alles. Ich konnte eine befreundete Künstlerin gewinnen, für eine Woche dorthin zu fahren und mit den Lehrern und den besten Schülern zu arbeiten. Niemand von ihnen, auch nicht die Lehrer, hatten jemals einen Pinsel in der Hand gehabt. Niemand hatte schon mal Farben gemischt. Sie schrieb mir, dass der Augenblick, als sie Gelb und Blau mischte und Grün erzeugte, ein 20-minütiges Schweigen im Raum verursachte. Als wir das hörten, wünschte ich, ich hätte eine Dokumentation darüber gemacht, denn die Bilder, die diese Kinder dann malten, übertrafen alles, was Kinder hervorbrachten, die seit Jahren an Farben und Pinsel und Ton gewohnt waren. Sie bemalten ihr Klassenzimmer, sie malten Bilder, sie formten mit Ton, das war absolut schön, und nun haben wir dauerhaft Kunstunterricht. Es gibt also jede Menge Herausforderungen! Aber alle im Dorf stehen der Schule aufgeschlossen gegenüber und wollen mitwirken.

Wie viele Mädchen gehen zur Schule, wie viele Lehrerinnen unterrichten?

Wir haben uns dafür entschieden, die Verwaltung der Schule dem Dorf zu überlassen. Jedes Kind im Schulalter muss diese Schule besuchen, Junge wie Mädchen. Wir haben Lehrerinnen – in Sierra Leone unterrichten viele Frauen. Das variiert aber in Afrika sehr. Die Frauen in „meinem Land“ jedenfalls interessieren mich so, weil sie starke Persönlichkeiten sind. Einer der Gründe, warum ich gerne dorthin fahre, ist, dass sich niemand daran stört, wenn ich herum-schreie. Als Frau darf man Stärke zeigen und Intelligenz. Trotzdem nehmen die Männer alle Spitzenpositionen im Land ein. Die beste Beschreibung, die ich zur Genderproblematik in Sierra Leone gehört habe, lautet: Es ist ein Matriarchat, das als Patriarchat posiert. Und ich glaube, das stimmt.

Manfred Loimeier ist Redakteur beim *Mannheimer Morgen* und freier Literaturkritiker, der sich auf afrikanische Autorinnen und Autoren spezialisiert hat.



Marie-Célie Agnant
[Haiti / Kanada]

Phantome der Erinnerung

„Heute habe ich verstanden, wie es ist, in einer Diktatur zu leben.“ Dieser Satz stammt von einem 13-jährigen Schüler, ausgesprochen nach einer Lesung der haitianischen Schriftstellerin Marie-Célie Agnant (*1953), bei der sie über Grenzerfahrungen berichtete, die sie einst in Haiti und heute in Montréal erlebt hat. Ihre Themen sind willkürliche Gewalt, Rassismus und die Erblast des Sklaventums. Andrea Pollmeier hat sich eingehend mit der Autorin und deren Werk beschäftigt.

Marie-Célie Agnant verließ mit 17 Jahren ihre Heimat Haiti, wo in dieser Zeit Francois Duvalier eine Gewaltherrschaft etabliert hatte. In Montréal baute sie sich eine neue Existenz auf und arbeitete als Übersetzerin im Umfeld der Sozialarbeit mit Migrantinnen aus Lateinamerika. Erst spät entschloss sie sich, auch mit ihren schriftstellerischen Arbeiten in die Öffentlichkeit zu treten. 1994 erschien ihr Gedichtband **Balafres** bei CIDIHCA, wenig später veröffentlichte sie Erzählungen in einem Sammelband unter dem Titel **Le Silence comme le sang** (Schweigen wie das Blut, Les Éditions du Remue-ménage), mit dem sie 1997 auf die Auswahlliste des Prix du Gouverneur Général von Kanada gelangte. Ihr Roman **Le livre d'Emma** (Emmas Buch), 2001 im gleichen Verlag erschienen, wurde 2004 durch den französischen Verlag „Vents d'Ailleurs“ neu aufgelegt und ist in viele Sprachen übersetzt worden.

Darüber hinaus hat Agnant immer wieder auch Arbeiten für Kinder und Jugendliche verfasst. Wenn sie daraus vorliest, nutzt sie geschickt die Mittel der oralen Erzähltradition ihrer Heimat, um die Zuhörer in den Bann zu ziehen. In der von ihr bearbeiteten Fassung der haitianischen Fabel **La légende du poisson amoureux**, die 2003 mit Illustrationen des bekannten haitianischen Malers Tîga im Verlag Mémoire d'encrier erschienen ist, erzählt sie die Geschichte eines jungen Mädchens, das sich in einen wundersamen Fisch verliebt. Täglich begegnet sie ihm, wenn sie Trinkwasser am Brunnen holt, singt ihm ein Lied und findet hier das ihr bisher versagte Glück. Die Fabel, die zugleich von Ungerechtigkeit, Hinterlist und der Kraft der Liebe erzählt, ist typisch für den Stil traditioneller „Krik-krak“-Erzählungen. Marie-Célie Agnant übermittelt diese Geschichten, die sie als Kind abends von ihrer Großmutter hörte, weiter an die nachfolgenden Generationen. Unbefangen steht sie vor ihren

Zuhörern, singt und gibt mit ausladenden Bewegungen unheimlich Laute von sich. Um die Spannung zu steigern oder die Zuhörer wachsam zu halten, unterbricht sie immer wieder kurz ihre Rede und fordert zu einem traditionellen Wechselruf auf: „Krik-krak“ sagt sie herausfordernd, und „Krik-krak“ rufen die Zuhörer im Chor zurück.

Dieses Erzähltalent ist auch in den Kurzgeschichten und Romanen der Autorin erkennbar. In ihrer Erzählung **Le départ d'Antonio** (Abschied von Antonio) zeichnet Marie-Célie Agnant das letzte Gespräch nach, das der Menschenrechts-Aktivist Antonio mit seiner Ehefrau führt, bevor er sich am folgenden Tag in Todesgefahr begibt. Einfühlsam und ergreifend führt die Autorin den Leser auf diesen verzweifelten Moment zu. Die wenigen Zeilen dieses Zwiegesprächs zeigen die unausweichliche Tragik des Ereignisses, das 1993 in Haiti tatsächlich stattgefunden hat. Bei der Gedenkfeier wegen eines Massakers, das fünf Jahre zuvor in der Don-Bosco Kirche stattgefunden hatte, wurde der Menschenrechtler Antoine Izméry durch ein erneutes Attentat getötet. Marie-Célie Agnant, die selbst drei Kinder hat, abstrahiert von diesem konkreten historischen Ereignis und versucht, die Vielschichtigkeit des Konflikts deutlich zu machen. Antonio beweist zwar, indem er sich bewusst der Todesgefahr aussetzt, moralische Stärke, zugleich macht er sich aber an seiner Familie, seiner Frau und den zurückbleibenden drei Kindern schuldig.

Das unvermeidliche Schuldigwerden an Unschuldigen ist auch zentrales Leitmotiv des Romans **Le Livre d'Emma**. Die junge Migrantin Emma ist angeklagt, ihr Kind getötet zu haben. Um die Zusammenhänge aufzuklären, befindet sich Emma in der psychiatrischen Station eines kanadischen Krankenhauses. Hier soll die Ich-Erzählerin Flore dem behandelnden Arzt als Übersetzerin dienlich sein, da die Patientin sich weigert, Französisch, das sie bestens beherrscht, zu sprechen.

Marie-Célie Agnant beschreibt mit großer Präzision den Annäherungsprozess, der sich zwischen Emma und Flore entwickelt. Allmählich löst sich das Bild von der fremden, grausamen und verstockten Emma auf und verwandelt sich in das Bild von einer Frau, die von Kindheit an schwere Demütigungen und Verletzungen erlitten hat. Als Fünfjährling geboren, war sie das einzige dunkelhäutige Kind ihrer Mutter und damit eine Schande, ein Fluch für diese. In monologartigen Rückblicken erzählt Emma von ihrer Sehnsucht nach der Liebe der Mutter, erzählt, wie sie bei einer



© Alle Fotos: Andrea Pollmeier

drohenden Sturmflut allein im Haus zurückgelassen wurde, weil man hoffte, dass sie von den Fluten des Meeres mitgerissen werde. Eingeklemmt zwischen aufeinandergestapelten Tischen und dem Hausdach, überlebt sie das mehrere Tage andauernde Hochwasser. Die Enttäuschung der Heimkehrenden treibt sie dann zur Flucht.

In einzelnen Mosaiksteinen setzt sich Schritt für Schritt die Lebensgeschichte Emmas zu einem Ganzen zusammen. Schilderungen des ärztlichen Blickwinkels und der Erinnerungen eines früheren Geliebten erweitern das Bild und integrieren Aspekte der gesellschaftlichen Realität, in der Emma als dunkelhäutige Migrantin bestehen muss. In dem Maße, in dem das Verständnis für die Not Emmas wächst, wächst auch der Zwiespalt der Übersetzerin. Mehr und mehr begreift sie, dass sie zur Handlangerin eines Systems wird, dass nicht auf das Wohl der Patientin ausgerichtet ist. Das Bemühen, der Verstummen eine Sprache zu geben, wird in dieser Übersetzer-Rolle kontraproduktive Wirkung erzeugen, statt Verständnis herbeizuführen würde es Gleichgültigkeit zementieren. Wer Emmas Buch gelesen hat, begreift, dass Marie-Célie Agnant, wie sie in einem 2004 gegebenen Interview erzählt, schließlich nicht mehr als Übersetzerin in der Sozialarbeit tätig sein möchte. Heute will sie mit den Mitteln der Erzählung an die Seite derjenigen treten, die zu Hause oder in einem fernen Land Heimat-Suchende sind, indem sie ihnen eine Sprache zeigt, in der sie ihre inneren Konflikte erfassen und ausdrücken können.

Noch druckfrisch ist das neueste Werk von Marie Célie Agnant, das Ende Oktober 2007 unter dem Titel **Un Alligator nommé Rosa** (Ein Alligator namens Rosa), bei Les Éditions du Remue-ménage erschienen ist. Auch hier geht es um die Verarbeitung einer aktuellen politischen Realität. In diesem Buch lebt – ähnlich wie Ex-Diktator „Baby Doc“ – die Protagonistin Rosa Bosquet, die für das Massaker an der Familie eines oppositionellen Journalisten verantwortlich ist, friedlich in Frankreich. Als sie ihre Memoiren schreiben und dafür jemanden anstellen will, wird ihr über eine Job-Vermittlung der einzig überlebende Sohn dieses Journalisten zugewiesen. Die Konfrontation zwischen Henker und Opfer ist Thema dieses bewegenden Romans, dem genau wie Emmas Buch eine Übersetzung ins Deutsche zu wünschen ist.

Andrea Pollmeier ist Journalistin und lebt in Frankfurt. Haiti ist die Heimat ihres Ehemanns.

Bina Shah [Pakistan]

Die gute Ehefrau

Als Sharif Din plötzlich einen seltsamen Schmerz im Knie spürte, schrieb er das seinem Alter zu. „Ich bin wohl kein junger Mann mehr“, sagte er zu seiner Frau. Sie hockte schweigend über der *choolab* und rührte mit einem alten, angekohlten Rührlöffel in dem Topf *Salan*, der über dem Feuer köchelte. Er dachte bei sich, dass seine Frau in den ganzen vierzig Jahren ihrer Ehe nie einen vollständigen Satz gesprochen hatte. Eines Tages aber könnte der Damm brechen, und all die Worte, die sich im Laufe der Jahre aufgestaut hatten, würden sich über ihn ergießen und ihn in einer Flut unausgesprochener Gefühle und verborgener Gedanken ertränken.

Sharif Din hatte sein ganzes Leben mit Feldarbeit zugebracht. Jetzt, mit sechzig, hatte er vier kräftige Söhne, die seine Pflichten übernehmen konnten. Für ihn war die Zeit gekommen, in der er sich zurücklehnen und ausruhen durfte. Er war auf ganz besondere Weise gesegnet, im Gegensatz zu anderen Männern, die sich darum sorgen mussten, lästige Töchter zu verheiraten. Das war, so dachte er mit Blick auf seine Frau bei sich, einer ihrer Vorzüge.

Zufrieden kaute er auf dem Stiel des Betelblattes und sah ihr beim Kochen zu. Sie hatte auch dabei ein gutes Händchen, konnte aus den einfachsten Zutaten die interessantesten Speisen bereiten. Wäh-

Sie war nicht die schönste Frau, aber er empfand auch keinerlei Schuldgefühl, das zuzugeben. Hierzulande schuf Schönheit ohnehin nur Probleme. Wie im Falle seines unglückseligen Cousins Aman Din, dessen Frau Khadija so schön gewesen war, dass sie allerlei unerbetene Aufmerksamkeit auf sich gezogen hatte. Ein Nachbar, ein außerordentlich verführungssüchtiger Kerl namens Allah Bux, trieb sich ständig am Haus herum, wenn Aman Din auf dem Feld war. Eines Tages aber kam Aman Din nach Hause und erwischte die beiden, wie sie sich unterhielten, während sie im nahegelegenen Fluss die Wäsche wusch. Sie lachte Allah Bux an, ihre weißen Zähne blitzten zwischen ihren roten Lippen. Aman Din hatte keine Wahl: Er musste seine Ehre wieder herstellen. Allah Bux kam nur davon, weil er in den Fluss sprang und sich auf der gegenüberliegenden Seite krabbelnd in Sicherheit brachte. Aman Din, der nicht schwimmen konnte, konnte ihn nicht verfolgen. Khadija wurde in einem namenlosen Grab bestattet, und Aman Din spuckte auf die frisch aufgeworfene Erde, drehte sich um und ging davon. Ein ganzer Mann.

Nein, Sharif Dins Frau hatte nie etwas getan, das Schande über ihn gebracht hatte. Sie hatte ihn und die gemeinsamen vier Söhne versorgt, gewaschen, sauber gemacht, gekocht. Ohne zu klagen. Sie hatte noch nicht einmal um so eine Kleinigkeit wie ein Radio ge-

Aman Din spuckte auf die frisch aufgeworfene Erde,

rend andere Männer sich mit bloßen Mehl-*Chapatis* und gekochten Linsen zufrieden geben mussten, schaffte sie es, Fleisch und Gemüse zu besorgen, und das sogar für zwei richtige Mahlzeiten am Tag, sowie im Sommer außerdem noch Mangos und etwas Buttermilch. All seine Freunde beneideten ihn. Sie versuchten, einander zu übertreffen, um eine Einladung zum Essen zu bekommen, die er wiederum mit der Großzügigkeit eines *Mughal*-Königs aussprach, der seine Höflinge zum Abendessen im königlichen Dastarkhwan einlädt.

beten. Ganz anders als diese anderen Mädchen im Dorf, die darauf bestanden, dass man ihnen erlaubte, die Schule zu besuchen. Mein Gott, der Gedanke allein war lächerlich! Mädchen, die sich vor fremden Männern zeigten, denen alles Mögliche zustoßen konnte, während sie sich außerhalb des Schutzes ihres Mannsvolkes befanden. Was würden sie als nächstes verlangen? Ein Auto, um damit durch die Gegend zu fahren? Er schüttelte fassungslos den Kopf. Man musste einfach wissen, wie man seine Frau unter Kontrolle hielt: Das war der Schlüssel zum Leben hier.

Sharif Dins Frau, die über der *choolab* hockte, warf einen schnellen Blick zu ihrem Mann hinüber, der auf dem *charpai* auf dem Rücken lag und in den blauen Himmel stierte. Er war ein guter Mann, Sharif Din. Er hatte sie immer gut behandelt, trotz der einen oder anderen Tracht Prügel, der schweren Feldarbeit, den Schwierigkeiten bei den Geburten und der Erziehung von vier missratenen Söhnen. Und sie kannte das Geheimnis ihres harmonischen Zusammenlebens: schweigen, im Beisein eines anderen Mannes niemals die Augen oder gar die Stimme heben, niemals nein sagen, egal, worum dein Mann dich gebeten hat.

Und sie kannte noch ein Geheimnis, das sie niemandem je offenbaren würde: das *attar*, das Rosenöl, das sie zubereitete und täglich tropfenweise dem Essen im Kochtopf beifügte. Das war ein Rezept, die Liebe zwischen Mann und Frau zu entfachen, oder – wenn schon nicht die Liebe, dann zumindest eine starke Zuneigung, die nicht von Jugend oder Schönheit abhing.

An dem Tag aber, an dem Sharif Din sie ärgerte, würde sie ebenfalls ganz genau wissen, was sie zu tun hatte. Sie würde das Rosenöl durch eine kleine Menge Türkenkappe, auch Wolfstod genannt, ersetzen, das sie in einem kleinen Packen zusammen mit einem

Bündel Geldscheine und einem kleinen Foto ihrer Tochter, die im Alter von nur acht Jahren gestorben war, unter der Kochstelle vergraben

drehte sich um ...

hatte. Wenn dann ihre Söhne und die anderen Dorfbewohner seinen Leichnam fanden, würde sie nur die Achseln zucken. „Er war nicht mehr der Jüngste“, würde sie sagen. Und sie würden alle im Gedanken an die Grausamkeit des Lebens zustimmend nicken.

Aus dem Englischen von Thomas Brückner

*“I was just counting:
I’ve lived through
the hanging of a
prime minister,
three military coups
(if you count this
one as a coup),
the assassination of
a president,
the deposing of two
other prime ministers,
and riots, strikes,
protests, curfews,
sanctions,
and nuclear testing.
It’s a strange old life.”*

Bina Shab, November 2007

Salwa Bakr [Ägypten]

Titze

Das Fleisch auf dem Grill füllte die Luft mit schmackhaftem Rauch und erfüllte die Brust des Braters mit Stolz. Er wedelte noch rascher mit dem leuchtend bunt bemalten Fächer aus Gänsefedern, den er in der rechten Hand hielt, während er mit der linken ein Stück von einem Bratspieß zog und es sich in den Mund schob.

Der Duft war verräterisch und verlockend. Zwei Katzen schlichen, alle Vorsicht vergessend, so dicht an den Bratstand, bis sie nur noch ein paar Handbreit von den Zehen des Inhabers entfernt waren, die zusammengequetscht aus den offenen Sandalen hervorschauten. Sie warfen rasche, misstrauische Blicke auf die vom vielen Stehen unruhigen Zehen. Als sie sich überzeugt hatten, dass nichts zu Sorge oder gar Ärger Anlass gab, entspannten sie sich, nur ihre Ohrchen reagierten mit kurzem Zucken mal auf das Hupen eines vorbeirasenden Autos, mal auf das Schreien eines Kindes, dann wieder auf den Werberuf des Braters an die Passanten.

Die Weiß-Gelb-Gefleckte stand, eher abwartend, fest auf ihren vier Beinen. Die Hell- und Dunkel-Grau-Gestreifte mit der rosaroten Schnauze verharrete, eher beobachtend, mit gerecktem Hals. Beide hatten Variationen derselben Melodie angestimmt: Miau, miau ...

Die Weiße besaß eine klare, weiche Stimme; ihr Miau klang ergreifend, sanft, hob und senkte sich, blieb aber immer im Bereich der Bitte um eine Gabe oder um Barmherzigkeit. Das Miau der Grauen schien fester, mit einem gewissen Selbstvertrauen, einer Resoluthet, als ob sie legitime Rechte einforderte. Vielleicht war das ihrer etwas rauhen Stimme zuzuschreiben, vielleicht ihrem stark tigerähnlichen Aussehen. Jedenfalls enthielt ihr Miau, im Gegensatz zu den melodischen Klangvarianten ihrer Begleiterin, einen Hauch von Unverschämtheit.

Lange Zeit verstrich. Der Abend rückte näher. Nichts Neues geschah. Alle verspürten Überdruß. Der Brater trat öfter von einem Fuß auf den anderen und verringerte die Tätigkeit seiner Hände. Von den beiden Vierbeinern hatte die Weiße beschlossen, sich der Länge nach auf der Erde auszustrecken; sie leckte sich rasch, etwas hektisch. Dann nahm sie ihr Miau wieder auf. Die Graue beschränkte sich darauf, mehrmals nervös zu schlucken. Dann riss sie gähmend ihr Maul so weit auf, dass man ihr tief in den Rachen sehen konnte. Schließlich ließ sie wieder ihr forderndes Miau hören.

Da beschloss der Inhaber des Bratenstandes, seinem Zögern ein Ende zu machen. Immer wieder hatte er daran gedacht, die beiden wegzujagen, um sie los zu sein: Jetzt langt's! Fort mit euch! Und nun war er geneigt, nachzugeben und sich der Forderung zu beugen. Vielleicht ging ihm ja das Gemaunze auf die Nerven, vielleicht hatte er auch gerade nichts zu tun oder er mochte Katzen und hatte Mitleid mit den beiden. Nicht auszuschließen ist auch, dass hinter diesem Nachgeben sein tiefer Glaube stand, der vernunftlosen Kreatur gegenüber müsse man mildtätig sein, weil jede gute Tat für sie zehn Mal mehr wog als andere gute Taten, da sie allein von Gott belohnt wird. Der Mann warf jeder Katze ein Stück von seinen Fleischvorräten zu, worauf sich das Miauen in ein kurzes Quäken und Grunzen verwandelte. Dann stoben die beiden Tiere mit ihrer wertvollen Beute davon, weit weg von dem Brater, der erleichtert aufseufzte und ein Lied zu trällern begann.

Der Rauch waberte bis zur Straßenecke, wo ein Hund saß und herumschnupperte, um die Quelle des köstlichen Dufts zu bestimmen. Irgendwann machte er sich auf und lief zielstrebig los. Nur wenige Schritte vor dem Brater blieb er stehen und wartete ergeben, die Blicke fest auf den Mann gerichtet, der mit seinen Kunden beschäftigt war. Der öffnete die Fladenbrote und füllte sie mit Fleisch, ein paar Zwiebelscheiben und Tomaten. Seine Arbeit hinderte ihn jedoch nicht, von Zeit zu Zeit aufmerksam die Straße zu betrachten.

Und jedes Mal traf sein Blick die honigfarbenen Augen des Hundes, die ihn freundlich und liebevoll anschauten. Wie viel Zeit auch vergangen sein mochte, wann auch immer er hinschaute, immer war da derselbe traurig-treue Blick, liebenswürdig und ergeben. Schließlich, während er das Geld eines Kunden entgegennahm, wurde der Brater schwach. Er streckte seine rundliche Hand mit den kräftigen Fingern nach einem kleinen Stück Innereien aus und warf es dem Tier zu, das unverwandt in Erwartung eines Beweises seiner Zuneigung von ihm verweilte.

Ein knappes, kurzes Wau, das war die einzige Bekundung von Zufriedenheit, Freude und Dankbarkeit durch den Hund, der nach dem Happen schnappte und sich in aller Ruhe trollte. Der Brater hustete und befeuchtete seine ausgetrocknete Kehle mit einem Schluck Wasser. Dann stieß er in aller Gemütsruhe auf.

Erre

Die Sonne war nun völlig verschwunden. Der Abend hatte mit frischen Brisen eingesetzt. Es gab ausreichend Kunden. Der Brater hoffte, das noch vorhandene Fleisch möglichst rasch verkaufen zu können, um seine Arbeit abzuschließen und, wie allabendlich, seine Kneipe aufzusuchen und ein Gläschen Brandy zu trinken. Danach würde er nach Hause gehen und den Rest des Abends mit seiner Frau im Bett verbringen.

Doch plötzlich waren da zwei Kinder, ein Junge und ein Mädchen. Neugierige Augen, zerschlissene Kleider, grobes, zerzaustes Haar. Sie begannen, sich vor dem Bratstand bemerkbar zu machen, mal spielend und lachend, mal raufend, mal sich balgend. Aber ihre Augen waren unverwandt auf ihn gerichtet, genauer auf das gebratene Fleisch und auf die Kunden, die daneben standen und heißhungrig und genießerisch ihre Portionen verschlangen.

Dem Brater wurde es ungemütlich. Was für eine schlimme Welt, dachte er, in der Leute ihre Kinder auf die Straße werfen. Wirklich, eine Dreckswelt.

Die beiden Kinder lachten und spielten und rauften weiter, ohne dass sich ihre Blicke von dem Gebratenen lösten, ihre Mägen vom Verlangen nach dem leckeren Fleisch, das sich da an den Metallspeisen über der Glut drehte. Sie schubsten einander, ganz offensichtlich, um die Aufmerksamkeit des Braters auf sich zu lenken.

Dieser wurde ärgerlich. Er sah sich in seinem Urteil über Straßenkinder und deren Familien bestätigt. Kinder der Sünde murmelte er und knirschte wütend mit den Zähnen. Als die beiden dann noch näher kamen, wurden sie ihm unerträglich.

„Hau ab, Bengel, verzieh dich, und die da auch“, fuhr er sie schroff an. „Es reicht jetzt mit eurem ungezogenen Getue.“

Die beiden Kinder erstarrten und schauten ihn Mitleid erregend an. Dann, nach einem kurzen Augenblick, streckten sie ihm die Zunge heraus, ihre dünnen Zünglein, und rannten mit einem traurigen, enttäuschten Lächeln davon.

Aus dem Arabischen von Hartmut Fähndrich

Als Salwa Bakr (*1949) Mitte der 80er Jahre ihre ersten Kurzgeschichten auf den ägyptischen Buchmarkt brachte, war das eine kleine Sensation. Bis dahin war man gewöhnt, von Frauen klagende oder anklagende Töne zu hören, in Geschichten, die speziell Frauengeschichten und -schicksale behandelten. Hier kam etwas anderes. Der Akzent wurde verschoben. Die Figuren dieser Autorin sind in erster Linie Außenseiter. „Bei meiner schriftstellerischen Tätigkeit interessiere ich mich prinzipiell für marginalisierte Menschen“, sagt sie und beschreibt diese Personen als welche, „die, obwohl arbeitsfähig, nichts in ihrem beruflichen Bereich zu tun finden und deshalb verschiedenartigsten Kleinbeschäftigungen nachgehen“. Nicht in einer stützenden Gesellschaft zu stehen, ist ein Schicksal, das Männer wie Frauen treffen kann. Deshalb sind bei Salwa Bakr auch Frauen nicht wie häufig in der arabischen Literatur gerade auch aus der Feder von Männern, auf ihre Rolle als Ehefrau, Mutter, Schwester oder Prostituierte festgelegt und als Gequälte den quälenden Männerfiguren gegenübergestellt. „Ich behaupte“, so Bakr in einem Interview, „dass ich nicht in einem Kampf mit dem Mann stehe. Mein wirklicher Kampf, den ich durch mein Schreiben führen möchte, ist der gegen Werte und Vorstellungen, die mich fesseln, mich zur Unbeweglichkeit verdammen und die uns das Leben sauer machen. Also nicht alle Werte und Traditionen, nur das Überholte und nicht mehr Zeitgemäße.“ Äußerungen dieser Art sind geeignet, Widerspruch auf verschiedenen Seiten zu wecken: Beim Regime, das sich rasch angeklagt fühlen kann. Bei gewissen Kreisen in der Gesellschaft, die „ihre“ Werte, sozialen, kulturellen, religiösen, angetastet oder in Frage gestellt sehen. Bei manchen Frauen, die den Eindruck haben, Salwa Bakr lenke den Kampf für die Frau auf einen Nebenschauplatz. Doch sie hält ihren Kampf gegen die Marginalisierung vieler Menschen für den Hauptschauplatz.

Von Salwa Bakr ist auf Deutsch erschienen:

Atijas Schrein. Roman (übers. v. Hartmut Fähndrich, Lenos 1992); *Die einzige Blume im Sumpf*. Geschichten (übers. v. Hartmut Fähndrich, Lenos 1994); *Der goldene Wagen fährt nicht zum Himmel*. Roman (übers. v. E. Agbaria, Lenos 1997).

Sabine Giersberg, Übersetzerin

Von Wahlverwandtschaften und dem Glück einer lebenslangen Liebe

Sie gehört zu den viel beschäftigten und gefragten Übersetzerinnen aus dem Spanischen. In nur wenigen Jahren hat Sabine Giersberg (*1964) erreicht, wozu die meisten ihrer Kollegen etwas länger brauchen: Ihr Name ist im Programm der Verlage, die Belletristik vor allem aus Lateinamerika veröffentlichen, nicht mehr wegzudenken. Anita Djafari hat sich bei ihr nach den Stationen ihrer Karriere erkundigt.

„Ich kann mir gar nicht mehr vorstellen, etwas anderes zu machen“, antwortet Sabine Giersberg auf die Frage, was denn so toll sei am Übersetzen. Und es kommt nicht die Spur eines Lamentos, dass man doch immer in der zweiten Reihe stehe, nicht genannt oder gewürdigt, unsichtbar oder unterbezahlt sei. Nein, diese Frau findet ihre Arbeit einfach gut. Sie empfindet sie als spannend, weil sie sich auf immer neue Textwelten einlassen, sich andere Stimmen anverwandeln kann. „Und selbst wenn einem ein Text mal nicht ganz so liegt, ist er irgendwann abgeschlossen und man kann sich einem neuen zuwenden.“ So einfach ist das.

Das Erfolgsrezept ist wohl diese positive Grundeinstellung, gepaart mit Zielstrebigkeit, einer guten Ausbildung, Fleiß und Talent und – ungewöhnlich in dem Beruf der literarischen Übersetzerin, in dem es viele Quereinsteiger mit Zickzack-Lebensläufen gibt – ein erstaunlich gerader Weg. Er begann bereits in der Oberstufe des Gymnasiums mit dem Grundkurs Spanisch. „Aus dem Grundkurs wurde ein Leistungskurs und daraus eine lebenslange Liebe, die meinen Weg bestimmt hat“, erzählt die sympathische Frau. Angefangen hat es bei ihr wie bei so vielen anderen auch mit Gabriel García Márquez. Ein Glück, dass die Lehrerin sehr anspruchsvoll war, es wurde schon bald ein Roman gelesen, und Sabine Giersberg verbrachte freiwillig die Wochenenden mit Vokabelpauken, weil sie ihn im Original verstehen wollte. Und wie es mit dem magischen Realismus damals so war, wurde auch sie magisch angezogen vom lateinamerikanischen Kulturraum und entdeckte im Laufe der Zeit immer mehr interessante Autoren. Ihre Diplomarbeit schrieb sie dann über den mexikanischen „Altmeister“ Carlos Fuentes.

Da sie schon früh ein großes Faible für die Arbeit an der Sprache hatte, entschloss sie sich nach dem Abitur zunächst zum Studium des Übersetzens und schloss es mit dem Diplom ab. Dem folgte ein Studium der Hispanistik und Lusitanistik. „Als alte Leserratte wollte ich noch mehr über Literatur wissen, und ich wusste auch, dass ich in dem Bereich arbeiten wollte“, erklärt Giersberg. Mit Professor Dr. Dieter Janik von der Johannes-Gutenberg-Universität in Mainz hatte sie wieder Glück. Sie verdankt ihm

sehr viel, sagt sie, denn er lenkte immer wieder den Blick auf den Text, die Sprache, weg von der Sekundärliteratur. „So habe ich nicht nur einen Sinn für sprachliche Strukturen, sondern auch Antennen für Schwingungen entwickeln können. Aber vor allem hat er mich auf die Idee zu meiner ersten Übersetzung gebracht, ein Ausschnitt aus Ricardo Piglias **Künstliche Atmung**.“ Diesen Roman, in dem u.a. ein fiktives Zusammentreffen zwischen Kafka und Hitler dargestellt wird, hat sie dann viele Jahre später tatsächlich mit Unterstützung des Freundeskreises zur internationalen Förderung von literarischen und wissenschaftlichen Übersetzungen übertragen. 2002 ist er im Wagenbach Verlag erschienen. Für Sabine Giersberg ging ein Traum in Erfüllung, und die Begeisterung fürs Übersetzen wuchs mit jedem Buch.

Inzwischen ist die Liste von Titeln aus verschiedenen Ländern Lateinamerikas, die von ihr ins Deutsche gebracht wurden, lang. Sie scheint alle gleich gut meistern zu können, egal ob die Autoren nun aus Kuba, Kolumbien oder Mexiko kommen, aus Chile oder Argentinien, die sie ja jeweils mit einem etwas anderen Spanisch konfrontieren. Für die Übersetzerin aus Liebe aber gilt wohl der Spruch: Probleme sind dazu da, dass man sie löst. „Ich mache mir immer zunächst klar, ob ich der ‚Stimme‘ des Textes folgen, sie nachgestalten kann. Ansonsten hat man ja heutzutage viele Möglichkeiten, sich über spezielle Lexika und das Internet einzuarbeiten und natürlich den Kontakt zu Muttersprachlern aufzunehmen. Im optimalen Fall zu den Autoren selbst.“ Wenn diese sich dann so kooperativ zeigen wie der Kubaner Antonio José Ponte, dessen Buch **La fiesta vigilada** (dt. **Der Ruinenwächter von Havanna**) sie gerade ins Deutsche überträgt (ersch. im Frühjahr 2008 bei Kunstmann) und mit dem sie seitenlange E-Mails zu nächtlicher Stunde austauscht, dann ist das für sie schon wieder ein „ungeheures Glück.“

Ihre besondere Liebe gilt der argentinischen Literatur: eine Wahlverwandtschaft, wie sie selbst sagt. Ein einschneidendes Erlebnis war für sie dabei ihre erste Begegnung mit dem argentinischen Tango, mit der Musik Astor Piazzollas. Inzwischen tanzt sie sogar regelmäßig Tango –



© Christian Kalnbach / Vattenfall

Die Übersetzerin mit Autor Hector Abad und der Schauspielerin Mechthild Große bei der Vorstellung der Hörbuchs „Kulinarisches Traktat für traurige Frauen“

von der inhaltlichen Nähe zu den literarischen Stoffen abgesehen ein schöner Ausgleich zur geistigen, zumeist einsamen Arbeit, zuhause in ihrer Wohnung. Und sie räumt ein: „Ich habe es erst lernen müssen, die Tage im Wesentlichen allein am Schreibtisch zu verbringen.“ Deshalb ist Giersberg auch Mitglied im VDÜ (einem Berufsverband der Übersetzer), tauscht sich in eigens eingerichteten Foren im Internet mit den Kollegen über Fachfragen aus, aber viel wichtiger noch ist ihr der persönliche Kontakt zu bestimmten Menschen.

Im Laufe der Jahre haben sich Freundschaften entwickelt, den engen Kontakt zu Übersetzerkolleginnen, aber auch zu Autoren und Lektoren, möchte sie nicht mehr missen. Sie schätzt den Tiefgang, der durch eine intensive Zusammenarbeit entsteht und erklärt: „Gerade, wenn man mal bei einem schwierigen Projekt zusammen gearbeitet hat, lernt man den anderen schätzen. Das halte ich für ein großes Privileg von uns Büchermenschen.“

Besonders bei zwei Stipendien, in deren Genuss sie kam, hat sie viel von anderen lernen können. Das eine, das den Ausschlag für die endgültige Entscheidung fürs Übersetzen gab, bekam sie 1999 von der Bertelsmann-Stiftung für Nachwuchs-Übersetzer aus dem Spanischen, das andere war eines der Übersetzerwerkstatt in Berlin im Jahr 2006, bei dem

sie auch wieder neue Freundschaften knüpfen und gemeinsame Projekte mit Kolleginnen aushecken konnte.

Sie genießt es außerdem, wenn sie ihre Autoren auf Festivals treffen kann und gelegentlich bei Lesungen mit von der Partie ist. Bei diesen Auftritten moderiert und dolmetscht sie mit großer Leichtigkeit, man merkt, dass sie mit Autor und Werk gleichermaßen befreundet ist und so auch „live“ viel rüberzubringen vermag. Die Begegnung mit so vielen „wunderbaren Menschen“, empfindet sie auch als Entschädigung dafür, dass man als Übersetzerin selbst bei guter Auftragslage materiell keine großen Sprünge machen kann. Sie muss allerdings inzwischen keine zusätzlichen Bürojobs oder Fachübersetzungen mehr annehmen, sondern verdient das etwas schnellere Geld mit leichteren Unterhaltungsromanen, was ihr ebenfalls Spaß macht.

Das alles klingt nach viel Arbeit, die ohne Disziplin und Ausdauer wohl kaum erledigt werden kann. Dass sie das schafft, dafür sorgt ihr ganz persönlicher Coach. Cockerspaniel Anabel ist nämlich dafür verantwortlich, dass bei vielen Stunden in der Natur und „bei Wind und Wetter“ der Kopf wieder frei wird und Sabine Giersberg sich erneut entweder dem (am Ende immer befriedigenden) Ringen mit dem Text oder gleich ganz dem „Flow, der einen beim Schreiben trägt“, hingeben kann. Ein Glück.

Cyprian Ekwensi [Nigeria]

1921 – 2007

Cyprian Ekwensi war ein Pionier, ja geradezu ein Avantgardist der nigerianischen und auch der afrikanischen Literatur, ohne freilich avantgardistisch im Formalen zu sein, weil er immer für das Volk schreiben wollte – und entsprechend verständlich auch für einfache Leute schrieb. In vielen seiner literarischen Werke hat er früh Neuland betreten. So veröffentlichte er 1954 mit **People of the City** nicht nur den ersten modernen westafrikanischen Roman in englischer Sprache, sondern auch den ersten wirklichen Großstadtroman Afrikas. Seine Erzählung **When Love Whispers** (Onitsha 1947) symbolisierte die Schwelle einer literarischen Bewegung, die als *Onitsha Market Literature* in die Geschichte einging; in vielen Dissertationen ist immer wieder der Frage nachgegangen worden, wie der ungeheuerliche Erfolg dieser Populär-Literatur eigentlich zu erklären sei.

Ekwensi hatte sein literarisches Handwerk neben Studien der Forstwirtschaft, der englischen Literatur, der Biologie und Chemie schon zuvor an rund 50 Erzählungen eingeübt, die vorwiegend für Rundfunk und Zeitschriften entstanden, Geschichten für die Leute, die sie auch lesen oder hören sollten: Geschichten mit Themen und Schauplätzen, die die Menschen wiedererkannten. **Burning Grass** (London 1962, dt. **Der Wanderzauber**. Übers. Heike Brandt, Nagel & Kimche 1994) ist ein Abenteuerroman vor dem ethnischen Hintergrund der Fulani im Norden Nigerias, die auch Ekwensi teilweise fremd waren, so dass er weitreichende Recherchen unternahm. Der Autor müsse nicht nur ziemlich genau wissen, worüber er schreibe, sondern auch für wen, war ein wichtiges Leitmotiv für Cyprian Ekwensi. Sein Welterfolg **Jagua Nana** (1961) griff den Roman **People of the City** wieder auf, betrat aber gleichzeitig Neuland, weil in diesem Großstadtroman erstmals das Leben einer jungen Frau erzählt wird, die von einer karriere- und machtbewussten Kurtisane zur armseligen Prostituierten wird. Hier – so erwähnte Ekwensi gelegentlich – habe er allerdings nicht im einschlägigen Milieu direkt recherchiert.

In den 60er Jahren, die auch für Ekwensi turbulent waren, weil er sich nach einer Reihe von interessanten Positionen im nigerianischen Rundfunk sich während des Bürgerkriegs der Sache Biafras verschrieb, veröffentlichte er fast jedes Jahr einen Roman, einen Band mit Kurzgeschichten und später eine Vielzahl von Erzählungen für Jugendliche und Kinder, immer mit dem Blick auf die Leser. Seine eigenen Erfahrungen aus dieser Zeit der Umwälzungen in Nigeria verarbeitete Ekwensi in dem Roman **Survive the Peace**, dem Anspielungen an Chinua Achebes modernen Klassiker **Things fall apart** (1958, dt. **Okonkwo oder das Alte stürzt**, Frankfurt 2002) nicht fremd sind.

In der Summe sind es mehr als 40 Bücher, die er zu Lebzeiten veröffentlicht hat, zuletzt den Kurzgeschichtenband **Cash on Delivery** (2007), den die Association of Nigerian Authors zu seinem 86. Geburtstag feierte. Auch hier ist er wieder der Chronist des städtischen Lebens Nigerias, einer Umgebung, der er trotz vielfältiger Möglichkeiten, auch im Ausland zu leben und zu schreiben (fast alle seine Kinder leben in den USA),



© ????????????

immer verhaftet blieb. Er sparte dabei nicht mit ironischen Kommentaren über die kleinen und großen Besessenheiten seiner nigerianischen Landsleute. Als ich 1996 einmal mit ihm einen *book launch* in Lagos besuchte, waren seine bissigen Bemerkungen über die Wichtigkeit unter den Anwesenden wesentlich bedeutsamer als das Buch, das vorgestellt wurde. Nichts Menschliches war ihm fremd: Bei einer Autofahrt von Frankfurt zur Evangelischen Akademie Iserlohn (zusammen mit Ama Ata Aidoo und Syl Cheney-Coker) erwies er sich als ausgezeichnete Kenner deutscher Automobile – sein Auto in Lagos war ein Mercedes, wie er betonte.

Cyprian Ekwensi hat sein Arbeitsmotto selbst so beschrieben: „Schreiben in Afrika beruht auf dem lebendigen Erbe der afrikanischen Menschen. Es spiegelt die Geschichte als Hintergrund der aktuellen Ereignisse wie der künftigen Krisen. Es ist Kritik an der gegenwärtigen Gesellschaft und Projektion in die Zukunft.“ Seine Literatur hat mit Menschen im heutigen Nigeria zu tun, die in schwierigen Verhältnisse leben und überleben, die Hoffnungen haben und Ängste, die auch nicht zufrieden sind mit den Umständen. Und an anderer Stelle hat er es so formuliert: „Es geht mir darum, die afrikanischen Menschen in die internationale Gemeinschaft zu integrieren – politisch, sozial und kulturell, um es ihnen zu ermöglichen, stolz auf sich selbst zu entwickeln.“

Die Tragik dieses Autors besteht freilich darin, dass nur sehr wenige seiner spannenden und gut erzählten Werke außerhalb Nigerias oder Afrikas überhaupt übersetzt und wahrgenommen wurden. Vielleicht wird ihm daher letztlich unter den großen drei Autoren Nigerias, die die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts wie Giganten dominiert haben (Wole Soyinka, Chinua Achebe und Cyprian Ekwensi), eher der Ehrentitel des vielseitigen nigerianischen Autors bleiben, dem der Weltruhm verwehrt blieb, der aber zu Hause der am meisten gelesene Autor war und bleiben wird.

Am 4. November 2007 ist Cyprian Ekwensi in Enugu gestorben. Sein Tod wurde von vielen Nigerianern beklagt. Die Politiker, die an seinem Grab standen, hätte er wahrscheinlich als Material für eine ironische Kurzgeschichte genommen.

Peter Ripken

Philipp Thapa, Verleger [Nepal / Deutschland / USA]

Bücher gegen Klischees

Mit der Edition Kathmandu nepalesische Lebenswelten erschließen, das haben sich Philipp Thapa, dessen Ehefrau und Bruder zusammen mit ihrem Freund Tobias Dörr vorgenommen, als sie im Jahr 2003 über einer Tasse Milchttee in Kathmandu beschlossen, einen Verlag zu gründen. Alice Grünfelder hat sich mit ihm unterhalten.

Manjushree Thapa



© Mami-Lama

Alice Grünfelder: Abseitig und gut, so lautet das Verlagsmotto von Edition Kathmandu. Spiegelt sich das schon in den bereits publizierten Titeln wider oder ist es als Vision zu verstehen?

Philipp Thapa: Unser erstes Buch, Manjushree Thapas Roman **Geheime Wahlen** (übersetzt und erläutert von Philipp Pratap Thapa, 2007), besticht neben seiner Erzählkunst durch die Unaufgeregtheit der Orte und Figuren. Unser zweiter Titel, der im November erscheint, ist die **Nepalkunde** des Geografen, Volkswirts und Landeskundlers Wolf Donner: kein Reiseführer, sondern eine populärwissenschaftliche Einführung in Naturräume, Geschichte und die wirtschaftliche Entwicklung. Diese Bücher sind „abseitig“, weil sie nicht die etablierten Klischees zum Thema Nepal bedienen. Die Befriedigung, dass es sich um gute Bücher handelt, Bücher, die die Welt noch braucht, ist der wichtigste Lohn, den wir aus unserer Arbeit als Verleger ziehen können. Nach diesem Kriterium werden wir unsere Buchprojekte auch zukünftig auswählen.

Der eine Verleger lebt in Nepal, seine Frau lektoriert, die anderen agieren in Deutschland und den USA. Funktioniert das bzw. wie funktioniert es?

Unsere Zusammenarbeit – derzeit zu viert auf drei Kontinenten – hat bisher geklappt, weil wir sowohl mit großem Eifer als auch mit viel Geduld und gegenseitigem Vertrauen bei der Sache sind. Damit sie weiter funktioniert, müssen wir demnächst den Vertrieb auslagern, unsere Rollen noch klarer abgrenzen und unsere Projektplanung und die Pünktlichkeit der Umsetzung verbessern. Als gemeinsames „Büro“ dient uns ein privates Internetforum, und die Verlagsarbeit ist für uns alle eine Nebentätigkeit – das soll grundsätzlich auch so bleiben. Jeder von uns verfolgt außerdem akademische und künstlerische Interessen

Geheime Wahlen von Manjushree Thapa beschreibt ungeschminkt die tatsächlichen Verhältnisse in Nepal, erzählt von Korruption, vom engstirnigen Kastenwesen, von der nach wie vor ungeheuerlichen Benachteiligung der Frauen. Wie wurde denn der Roman in Nepal aufgenommen?

Als erster englischsprachiger Roman eines nepalesischen Autors, der öffentlich, also in Nepal und international, Beachtung fand, musste das Buch bei der einheimischen Kritik eher den Verdacht zerstreuen, sich oberflächlich und effektheischend an ein ausländisches Publikum zu wenden. Und das gelang ihm sofort. Der Roman wurde gelobt für die authentische, kenntnisreiche Darstellung der Verhältnisse, über die in Nepal im Übrigen seit langem völlig offen gesprochen wird. Ich persönlich finde an diesem Buch gut, dass es aufzeigt, wie die Figuren mit den Missständen ringen, jedoch ohne zu lamentieren, ohne ihre Lebensgeschichten zu soziopolitischen Fallbeispielen zu degradieren.

Was zeichnet den Roman noch vor allen anderen nepalesischen Romanen aus, die Sie geprüft haben?

Geheime Wahlen ist der erste und bisher einzige Roman eines nepalesischen Autors, der in deutscher Übersetzung vorliegt. Als ich das englischsprachige Original kurz nach seinem Erscheinen im Jahr 2001 in Kathmandu las, überwältigte mich die Darstellung der Örtlichkeiten, des Alltags und der Menschen so sehr, dass ich das Buch nur vorsichtig, in kleinen Happen, verdauen konnte. Die Reaktionen gerade auch von langjährigen Nepalfreunden bestätigen, dass Geheime Wahlen Erfahrungen literarisch erschließt, denen sonst kaum Raum gewährt wird: staubige Orte zwischen Touristenhochburgen, das Treiben in Teeläden und Schulen und auf Märkten, das enge Geflecht sozialer und politischer Abhängigkeiten und Zwänge. Manjushree Thapa zeigt die Zusammenhänge mittels individueller Geschichten auf und hat damit einen literarischen Meilenstein geschaffen, der dem ausländischen Leser wie kein zweites Buch ein Fenster in nepalesische Lebenswirklichkeiten aufstoßen kann.

Wie leben Intellektuelle und Autoren wie Manjushree Thapa in Nepal, oder, anders gefragt: Können sie sich in Nepal frei äußern, wie sind ihre Lebens- und Schreibbedingungen?

Seit der Wiedereinführung der Parteiendemokratie im Jahr 1990 erfreute sich die nepalesische Gesellschaft uneingeschränkter Presse- und Meinungsfreiheit. Dies änderte sich erst wieder ab 2001, als König Gyanendra der maoistischen Bedrohung zunehmend mit autokratischer Machtausübung begegnete. Gegenwärtig sind es vor allem Tochterorganisationen der maoistischen Partei, die einzelne Journalisten und ganze Medienhäuser bedrohen und die Veröffentlichung landesweiter Zeitungen oft tagelang blockieren, während die Übergangsregierung wie üblich mit sich selbst beschäftigt ist. Die Zukunft der Meinungsfreiheit ist unsicher wie derzeit alles im Staate Nepal. Verlagswesen und Buchhandel sind schlecht organisiert, die Zahlungsmoral ist mies. Manjushree Thapa, deren Bücher international verlegt und verkauft werden, ist eine glückliche Ausnahme. Sie kann, wie sie selbst sagt, „immerhin versuchen, von den Tantiemen zu leben“.

Manjushree Thapa hält sich Anfang Dezember als Stipendiatin des Goethe-Instituts in Berlin auf. Der Roman *Geheime Wahlen* kann direkt beim Verlag www.edition-kathmandu.de bezogen werden.

Alice Grünfelder ist Lektorin und Vermittlerin für Literaturen aus Asien. Sie lebt in Zürich.

Starkes Leben, starke Worte – Autorinnen aus Afrika



Die alljährliche Herbst-Tagung der Gesellschaft zur Förderung der Literatur aus Afrika, Asien und Lateinamerika lud gemeinsam mit der Initiative LiBeraturpreis zum Gespräch mit afrikanischen Autorinnen. Unter dem Titel „Afrika Inside – Outside“ stellten sich vier Schriftstellerinnen vom 26. bis 28. September in der Evangelischen Akademie Iserlohn vor. Elvira Treffinger war dabei und hat ihre Eindrücke aufgeschrieben.

Schwimmen oder Sinken: In ihrem Roman-Debüt **Shark's Egg** (Haifisch-Ei, Kwela Books, Cape Town 2000) schildert die Südafrikanerin Henrietta Rose-Innes die Gefühlswelt einer jungen Frau. Stark ist das, intensiv, auch bedrohlich und immer in Bewegung – wie das Meer und die Haie. Kapstadt ist Rose-Innes' Stadt, auch in ihren Kurzgeschichten. Im Südafrika der Nach-Apartheid-Ära, der herbeigesehnten „Regenbogennation“, beschäftigen sie das anhaltende Misstrauen und die Schranken zwischen den einzelnen Bevölkerungsgruppen. Wach, präzise und präsent ist ihr Blick auf die Gesellschaft, in der sie lebt.

Innensichten, Außensichten: Rose-Innes wurde 1971 in eine weiße Familie mit britischen Wurzeln geboren. Keine Frage, dass sie sich als Afrikanerin versteht. „Es gibt nichts, was ich sonst sein könnte“, sagte sie in Iserlohn. Die Geschichte der Apartheid empfinde sie als Belastung. Die Weißen hätten sich mit Gewalt und Brutalität Privilegien gesichert, in deren Genuss auch sie gekommen sei.

Grenzgängerinnen: Zurzeit Stipendiatin der Akademie Schloss Solitude in Stuttgart, schreibt Rose-Innes vor allem Kurzgeschichten über Kapstadt. Fern der Heimat, in Frankreich, arbeitet auch die senegalesische Schriftstellerin Fatou Diome, Jahrgang 1968. Nach ihrem erfolgreichen Debüt **Der Bauch des Ozeans** (übers. v. Brigitte Große, Diogenes 2005) lässt sie in ihrem zweiten Roman **Kétala** (übers. v. Brigitte Große, Diogenes 2007) Gegenstände sprechen. Ein Taschentuch, ein Sofa, ein Teller, eine Maske und andere Dinge erzählen nach dem Tod einer Frau von deren tragischem Leben, das sich zwischen Westafrika und Frankreich abgespielt hat, unentschieden zwischen Aufbegehren und Sich-Abfinden. „Sie war



© 2 Fotos: Petra Kassler

nicht bereit, den Preis der Freiheit zu bezahlen“, erklärte Diome dazu. Gegen den Strom: Veronique Tadjó entzieht sich ebenfalls Stereotypen. 1955 in Paris geboren und in der Elfenbeinküste aufgewachsen, lebt sie heute in Johannesburg (Südafrika). In **Hinter uns der Regen** (übers. von Sigrid Groß, Peter Hammer 2002) beschreibt sie, wie eine Französin ihrem Geliebten nach Afrika folgt. Bewusst entschied sich Tadjó für die Migration in Gegenrichtung, von Nord nach Süd, um eine vielschichtige Liebesbeziehung zu entfalten: „Ich mag keine Klischees.“ Die Gedanken der Liebenden, zu zweit und doch allein in einer schlaflosen Regennacht, füllt sie mit Poesie. „Ein Zögern des Herzens genügt, und wir glauben an nichts mehr“, heißt es in dem Roman.

Kurz und lang: Tadjó beklagte sich über die „Tyrannei des Romans“, gegen die sich andere literarische Formen kaum behaupten könnten. Dabei erscheinen ihr kürzere Texte viel passender in der heutigen Zeit. Ideal findet sie ein Buch, in dem man ein wenig liest, das man weglegt und später wieder in die Hand nimmt. Hat die deutsche Ausgabe von **Hinter uns der Regen** schlanke 160 Seiten, so hat sich Aminatta Forna hingegen mit **Abies Steine** (übers. v. Sabine Schwenk, Berlin Verlag 2007) auf die lange Form verlegt. Auf mehr als 400 Seiten breitet die Tochter einer britischen Mutter und eines sierra-leonischen Vaters persönlich-politische Geschichten von vier Frauen in einem fiktiven Land in Westafrika aus.

Klagelied: Nach wie vor haben es afrikanische Bücher in Deutschland schwer, wurde allgemein in Iserlohn konstatiert. Von den etwa 130.000 lieferbaren belletristischen Werken auf Deutsch stammen nur rund 400 (0,3 Prozent) von afrikanischen Autorinnen und Autoren. „Bis heute überlagern Klischees die Wahrnehmung afrikanischer Literaturen“, referierte der Mannheimer Literaturwissenschaftler und Publizist Manfred Lomeier. Und Peter Ripken, langjähriger Geschäftsführer der Gesellschaft zur Förderung der Literatur aus Afrika, Asien und Lateinamerika, hasst die von Europäerinnen verfassten immer neuen Versionen eines „Jenseits von Afrika“: Triviale Frauenschicksale, für die der Kontinent nur die exotische Kulisse und den Sonnenuntergang liefert.

Aufbruch: Um andere Stimmen les- und neuerdings auch auf CD hörbar

zu machen, sind offenbar immer neue Initiativen nötig. Die Aktion „Afrikanissimo“ in den 90er Jahren gilt als Erfolg, doch es fehlt an Nachhaltigkeit. Zwar haben es Autoren wie Nuruddin Farah inzwischen aus der „Dritte-Welt-Ecke“ heraus zu einem großen Verlag wie Suhrkamp geschafft, der sein Werk mit Wertschätzung pflegt. Aber bleibt das nur einigen wenigen vorbehalten? „Nichts ist erfolgreicher als der Erfolg“, sagte Peter Ripken dazu. „Ein Bestseller zieht den anderen nach.“ Vielleicht, meinte er auch selbstkritisch, sei bisher zu wenig getan worden, um afrikanische Bestseller zu etablieren. Die starken Texte der in Iserlohn vertretenen starken Autorinnen lassen jedenfalls auf Erfolge hoffen.



Club
Südamerika
International GmbH

1982 · 2007 **25** JAHRE

SIE MÖCHTEN NACH LATEINAMERIKA REISEN?
Dann nutzen Sie unsere Erfahrung, Beratungsstärke und unseren individuellen Service.

 **069 / 92 00 99 01**

SIE PLANEN EINEN BLITZGELDTRANSFER NACH LATEINAMERIKA UND SPANIEN?
Nutzen Sie unseren lizenzierten Finanztransfersdienst - den schnellen und sicheren Weg für Ihr Geld nach Lateinamerika und Spanien.

 **069 / 20 197**

IHR SPEZIALIST FÜR SÜDAMERIKA-REISEN

Friedensstr. 2 | 60311 Frankfurt | www.suedamerika-csi.de



© Köberlein

Lothar Lutze Literaturwissenschaftler und Übersetzer [Deutschland/Indien]

Ein wahrhaftig großer Mann

Zu seinem 80. Geburtstag wurde Prof. Dr. Lothar Lutze, Literaturwissenschaftler, Übersetzer und Professor für Moderne Indische Sprachen und Literaturen am Südasien-Institut der Universität Heidelberg, im Goethe-Institut (Max-Müller Bhavan), New Delhi geehrt. Der Jubilar selbst konnte nicht nach Indien reisen, Jürgen Sander war bei den Feierlichkeiten dabei und hat den Lobrednern genau zugehört.

Am 2. Oktober 1960 – Gandhis Geburtstag, wie er erst später erfuhr – landete Lothar Lutze mit einem Stipendium des DAAD zum ersten Mal in Indien, um als Deutschlektor an der Universität Delhi zu arbeiten. Er fing sogleich an, eine der lokalen Sprachen zu erlernen, Hindi, später kamen Bengali und Marathi dazu. Dies war der Beginn einer 47 Jahre dauernden Beschäftigung mit Indien und moderner indischer Literatur.

Sein Engagement begründete eine Karriere, in deren Verlauf er zu dem neusprachlichen Indologen am Heidelberger Südasien-Institut werden sollte. Dort initiierte er den ersten Lehrstuhl für moderne indische Literatur und war seit 1965 dreimal Direktor der Außenstelle des Südasien-Instituts am Max Mueller Bhavan in Delhi. Im Laufe der Zeit lernte er fast alle wichtigen Schriftsteller, die zwischen 1960 und 1990 schrieben, persönlich kennen.

Zahlreiche Autoren wie Nirmal Verma (zuletzt erschienen: **Traumwelten**, Lotos 1997), Mangalsh Dabral, Dilip Chitre oder Uday Prakash (**Der Goldene Gürtel**, Draupadi 2006) hat er für den deutschsprachigen Raum entdeckt und sich für eine Vielzahl von Übersetzungen ins Deutsche eingesetzt. Im Jahr 2006 wurde er für seine Verdienste mit dem Padma Shree, dem höchsten zivilen Orden der Republik Indien ausgezeichnet.

Lothar Lutze wollte mit seiner Arbeit einen neuen Blick auf die indische Gesellschaft ermöglichen, einen Blick, den er in den Literaturen der englischsprachigen indischen Autoren nicht angemessen berücksichtigt sah. In einem Interview mit Uday Prakash erklärte er einmal: „Die untere Mittelklasse ist die verlorene Klasse, und das ist der Grund, warum ich mich auf sie konzentriere.“ Der Schriftsteller und Literaturkritiker Vishnu Khare dankte seinem langjährigen Freund mit den Worten: „Seine literarische Urteilskraft brachte ihm Respekt in Indien ein und er repräsentierte eine europäische Antwort auf die indischen Literaturen. Was er schrieb, sagte und was er aus den indischen Sprachen übersetzte, machte ihn zu einem sicheren, verlässlichen Botschafter unserer Literaturen.“

Der Marathi-Dichter Dilip Chitre, (zuletzt erschienen: **Der Banyanbaum. Ausgewählte Gedichte**. A1 Verlag 2006) hat das Charisma und die Arbeitsweise seines Übersetzers in der Festschrift **Tender Ironies, A Tribute to Lothar Lutze** eindrucksvoll beschrieben: „Lothar hat Unerwartetes von allen seinen Freunden und Studenten zutage gefördert – was, umge-

kehrt, auch den Lehrer in ihm zutage förderte. (...) Wir arbeiteten an einigen von Namdeo Dhasals Gedichten. Lutze ist einer der besten Interpreten zeitgenössischer europäischer Poesie und ein Übersetzer mit einem seltenen Sinn für poetische Tonalität und wir freuten uns darauf, Namdeo gemeinsam zu übersetzen. Ich lieferte ihm Antworten auf seine scharfsinnigen Fragen zu jedem Wort, zu jeder Metapher und zu jeder Ausdrucksweise. Selbst Marathi-sprachige Leser halten Namdeos Gedichte oft für unverständlich und komplex. Die Verantwortung lastete schwer auf mir, als ich Lothar Lutzes Fragen beantwortete. Aber die Reaktionen des deutschen Publikums auf seine Übersetzung zeigte mir, dass es die Anstrengung wert war.“

Doch Professor Lutze hat auch in der deutschen akademischen Welt für Veränderungen gesorgt, wie Vishnu Khare hervorhob: „Vielleicht besteht sein nachhaltigster Beitrag zur modernen Indologie in Deutschland darin, dass er der Erste war, der erkannte, dass Sanskrit, die Hindu-Philosophie, die Veden, die Upanishaden und die Puranas wichtig sind, dass aber das moderne Indien, wie es in der zeitgenössischen indischen Literatur reflektiert wird, sehr viel bedeutender ist. Er unterstrich die Bedeutung moderner Sprachen wie Hindi, Bengali, Kannada, Malayalam, Marathi und Urdu. So brachte er die moderne indische Politik und die Soziologie in die Lehre und Wertschätzung indischer Literatur ein“. Für Uday Prakash mehr als eine rein akademische Frage: „Die meisten europäischen Indologen beschäftigen sich im allgemeinen wenig mit den indischen sozialen Realitäten und ihren kreativen Manifestationen. Prof. Lutze war in dieser Hinsicht eine Ausnahme (...) ein wahrhaftig großer Mann.“ Und für den renommierten Schriftsteller Ashok Vajpeyi schuf er „in Europa ein Bewusstsein dafür, dass es uns gibt und wir dank ihm ein Teil der globalen literarischen Welt wurden.“ Davon legen nicht nur die zahlreichen Übersetzungen, die zur Frankfurter Buchmesse 2006, als Indien Ehrengast war, erschienen sind, beredtes Zeugnis ab.

Jürgen Sander studierte klassische Indologie, Indische Kunstgeschichte sowie Ethnologie. U.a. verfasste er Texte für Bollywood-Musik-CDs und organisierte ein literarisches Programm mit Autorenlesungen für eine Indienreise der Büchergilde Gutenberg. Dort ist er Redakteur.

Dissidenz als Erfolgsrezept?

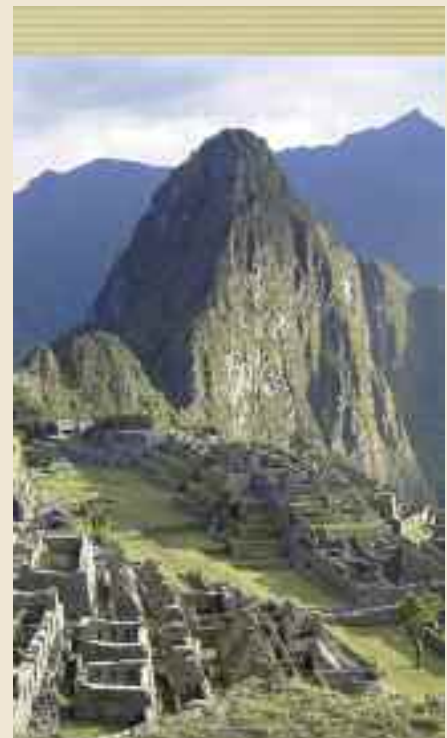
Als zu Beginn der 80er Jahre die spätere Literatur-Nobelpreisträgerin Nadine Gordimer in Deutschland kaum anerkannt war, warb der PR-Manager ihres damaligen Verlages bei Journalisten für die Apartheid-kritische Autorin mit dem Argument, wenn sie in Deutschland bekannt und viel gelesen würde, so sei sie in ihrer südafrikanischen Heimat sicher vor Schikanen und Verfolgung. Es gab freilich zu keiner Zeit irgendeinen Beweis für irgendeine Gefahr für Nadine Gordimer. Der Mann schien indes eines begriffen zu haben: Gerade aufrechte Intellektuelle und neugierige Leserinnen und Leser solidarisieren sich mehr oder minder bewusst mit den Bedrohten und Verfolgten. Das scheint auch zu funktionieren, wenn Bedrohung und Verfolgung weniger real sind, sondern nur als Image, als besondere Monstranz vorgetragen werden.

In Zeiten des Kalten Krieges wurde so mancher Autor aus dem Ostblock im Westen veröffentlicht, eben weil er in seiner Heimat nicht publizieren konnte. Über die literarische Qualität war damit noch nichts ausgesagt: Samisdat war schlechthin ein Qualitätsmerkmal an sich. Auch die deutsch-deutsche Literatur war nicht ganz frei von derlei Phänomenen: Noch heute wird oft behauptet, Autoren, die in der DDR nicht veröffentlichen konnten, sondern nur in der Bundesrepublik, seien über den Tag hinaus bedeutend gewesen. Allerdings galt auch, dass nicht jeder, der in der DDR veröffentlichen konnte und viel gelesen wurde, für den Westen damit abqualifiziert gewesen wäre.

Die Zeiten, in denen Manuskripte heimlich über Grenzen hinweg befördert wurden, sind zumeist lange vorbei. Doch die Haltung, dass das, was tatsächlich oder angeblich in einem Lande verboten ist, in anderen Ländern auf besonderes Interesse stößt, dass ein Verbot z.B. in China bei uns zum Verkaufsargument werden kann, scheint immer noch zu gelten. Warum wird bei vielen mehr oder minder literarisch bedeutsamen Prosatexten aus der Volksrepublik China mehr als bei anderen Ländern von den Autorinnen und Autoren und ihren europäischen oder nordamerikanischen Verlagen immer wieder erwähnt, das Buch sei in China verboten? Zwar wird dabei eher zaghaft angemerkt, dass der Roman „nur im Internet“ zugänglich sei, aber das Zauberwort „Verbot“ – als Variante des anderen Zauberworts „Skandal“ – steht im Vordergrund. Dass die Verbreitung im Internet vielleicht viel effizienter ist als die Verbreitung einer Druckversion, dass ein als „verboten“ deklarierter Roman im Internet mehr Beachtung findet, macht die Sache mit dem „Verbot“ umso pikanter. Dass die oft mit „vollem Körpereinsatz“ geschriebenen Romane der Generation **Shanghai Baby** (der exemplarische Titel eines Romans von Wei Hui), in denen junge, schöne und ehrgeizige Chinesinnen sich in verschiedenen Betten unter Zuhilfenahme westlicher „lover“ emanzipieren, von Klischees über das „ganz moderne China“ nur so strotzen, ist eine Sache. Dass sie wahrscheinlich bewusst skandalisierend konzipiert wurden, eine andere, sehr viel bedenklichere Sache. So merkte selbst die FAZ unlängst zu dem Roman **Dem Volke dienen** von Yan Lianke an: „Er vereint in sich die Verkaufsargumente, unter denen westliche Verlage für gewöhnlich meinen, dem Publikum etwas Chinesisches zumuten zu können: Er hat mit Mao zu tun, handelt von Sex und wurde verboten.“

Autoritäre Systeme produzieren nicht nur Widerstand, der literarisch bedeutsam werden kann, sondern auch oft genug eine ganz eigene Form von literarischer Dissidenz. Neben China scheint es vor allem in Ländern wie Kuba und den Nachfolgestaaten der ehemaligen UdSSR wie Kasachstan, Turkmenistan, Georgien, Tadschikistan und Usbekistan auszureichen, einen offenen Brief gegen den Herrscher mit unterzeichnet zu haben, um als Dissident bekannt zu werden und daraus dann in Europa oder Nordamerika den einen oder anderen Vorteil zu ziehen. Für andere kulturelle Regionen gelten offenbar andere Maßstäbe. Auch in der arabischen Welt wird beispielsweise so manches Buch zensiert, legt sich der ein oder andere Autor mit den Autoritäten (und besonders den religiösen) an. Solche Fälle erregen zwar ein begrenztes Maß an Aufmerksamkeit, aber übersetzt wird ein verbotenes Buch deshalb nicht in eine europäische Sprache, spielt das Verbot für europäische Verlage keine Rolle. Für arabische Literatur walten im Europa der besonderen Aufmerksamkeit für Dissidenten anscheinend andere Gesichtspunkte. Soll man den arabischen Autoren also anempfehlen: „Von den Chinesen lernen, heißt in Europa übersetzt werden“?

Peter Ripken



Cusco - Peru Sprachkurse Spanisch und Quechua

Bildungsurlaub

DELE Vorbereitung

Tandem Konversation
mit peruanischen Sprachpartnern

Ausflüge

Kulturprogramm

Salsa Tanzkurs

Vermittlung von Praktika

Lassen Sie sich beraten

Tel. 06081 57922

Fax 06081 980281

Mobil 0160 1838705

e-mail: info@acupari.com

 **ACUPARI**
Asociación Cultural Peruana Alemana

www.acupari.de

Deutschland / Afrika Autoren bei Köhlers 3. Afrika Forum

Wie reagieren Menschen in Afrika und Deutschland auf die Herausforderungen der Globalisierung? Diese Frage diskutierte Bundespräsident Horst Köhler vom 2. bis zum 4. November im Kloster Eberbach mit afrikanischen Präsidenten, Vertretern aus Politik, Wirtschaft und Zivilgesellschaft, vor allem aber auch mit Intellektuellen und Kulturschaffenden aus zwölf afrikanischen Ländern und aus Deutschland. Mit dabei waren u.a. die Autoren Binyavanga Wainaina aus Kenia sowie Nuruddin Farah aus Somalia und unser litprom-Vorstandsmitglied Ilija Trojanow.

Das Afrika Forum ist Teil der **Initiative Partnerschaft mit Afrika**, die der Bundespräsident in Zusammenarbeit mit der ZEIT-Stiftung ins Leben gerufen hat. In diesem Zusammenhang entstand auch ein höchst interessanter Briefwechsel zwischen den Schriftstellerinnen Chimamanda Ngozi Adichie aus Lagos und der Potsdamerin Antje Rávic Strubel, der unter www.partnerschaft-mit-afrika.de nachzulesen ist.

Deutschland / Ägypten Das Ägypten des Nagib Machfus im Frankfurter Museum der Weltkulturen

Vom 24.11.2007 bis 4.5.2008 bekommen die Museumsbesucher anhand von Fotografien von Georg Kürzinger Einblicke in religiöse Traditionen und den Alltag der Bewohner der Heimat von Nagib Machfus. In einem assoziativen Dialog stehen die Bilder Textfragmenten des ägyptischen Nobelpreisträgers gegenüber.

Neben thematischen Führungen und einem Vortrag wird die Ausstellung auch von einer **Hommage an Nagib Machfus** begleitet. Am 11.12.2007, 19:30 Uhr lesen Prominente ihre Lieblingsstellen aus dem Werk des Schriftstellers.

Weitere Informationen auf den Internetseiten des **Museums der Weltkulturen** unter www.mdw-frankfurt.de.

Deutschland Literarische Agentur Mertin wird von Nicole Witt weitergeführt



Die Literarische Agentur von Ray-Güde Mertin wird von ihrer langjährigen Mitarbeiterin Nicole Witt weitergeführt. Diese wird sich mit ihrem internationalen Team auch in Zukunft für die Verbreitung der portugiesisch- und spanischsprachigen Literatur einsetzen. Zum diesjährigen Messeauftakt feierten Gäste der ausländischen Verlagswelt im Andenken an ihre Freundin, Ratgeberin und Geschäftspartnerin Ray-Güde Mertin das 25-jährige Bestehen der Agentur, die ihre Zelte jetzt in unmittelbarer Nähe des Frankfurter Messegeländes aufgeschlagen hat.

Literarische Agentur Mertin
Inh. Nicole Witt
Tanusstraße 38
60329 Frankfurt
Tel.: +49-69-27 10 89 66
www.mertin-litag.de

Europa / Lateinamerika Anthologie mit lateinamerikanischer Literatur von in Europa lebenden Autoren erscheint

Unter dem Titel **Vivir en otra lengua** (In einer anderen Sprache leben) hat die Autorin und Herausgeberin Esther Andradi Texte von zwölf Autoren aus Lateinamerika zusammengetragen, die alle in Europa leben. In dem in der Edition Desde la Gente des argentinischen Instituto Movilizador de Fondos Cooperativos erschienen Werk setzen sich die Autoren allem mit folgenden Fragen auseinander: Was be-

deutet es für Schriftsteller, in einem fremden sprachlichen Umfeld zu leben? Schreiben sie weiterhin in ihrer Muttersprache oder haben sie die neue Sprache zu ihrer eigenen gemacht?

Schweiz Mit 200 Büchern der Kinder- und Jugendliteratur um die Welt

Der **Kinderbuchfonds Baobab** empfiehlt in der neuen Ausgabe von **Fremde Welten** 200 ausgewählte Titel, die Einblick in fremde Kulturen und Religionen geben und Möglichkeiten, aber auch Konflikte des interkulturellen Zusammenlebens aufzeigen. **Fremde Welten** wirbt für die Begegnung zwischen den Menschen und empfiehlt das Buch als Brücke zwischen den Kulturen.

In dem Verzeichnis werden Bücher, Hörbücher, DVDs und Unterrichtsmaterialien für alle Lesestufen vorgestellt. Jeder Eintrag enthält eine ausführliche und kritische Besprechung, Angaben zu Lesalter und Schauplatz sowie alle bibliografischen Daten. Unter www.baobabbooks.ch gibt es weitere Informationen.

Indien / Niederlande Träumende Finger

Für blinde und stark sehbehinderte Kinder gibt die indische Verlegerin Shobha Vishwanath unter der Bezeichnung **Dreaming Fingers** in Zusammenarbeit mit dem niederländischen Lemniscaat-Verlag eine ganz besondere Buchreihe heraus. Die Bücher können mit den Fingern gelesen werden und das bezieht sich nicht nur auf den Text in Braille, den gibt es auch (in Englisch). Figuren, Formen, unterschiedlich strukturierte Oberflächen erzählen den Fingern die gesamte Geschichte, z.B. die von der kleinen Raupe Nimmersatt von Eric Carle. Trotzdem sind sie auch in leuchtenden Farben gehalten, um auch dem sehenden Kind Freude zu bereiten. Außer **The Very Hungry Caterpillar** gibt es bereits **Animals in the**

Dark, eine Nacherzählung der bekannten Sufi-Geschichte über den Elefanten, den jeder anders ertastet, ein Alphabetbuch und den Titel **How the Earth lost her Shape**.

Weitere Informationen unter www.karaditales.com.

Iran

Roman von Gabriel García Márquez im Iran verboten

Die Neuauflage des jüngsten Romans des kolumbianischen Nobelpreisträgers ist der iranischen Zensur zum Opfer gefallen. Ein Sprecher des Kulturministeriums erklärte, dass „die Veröffentlichung des Buches ein Fehler“ war. Weiter heißt es in der Pressemeldung: „Der Verantwortliche für die Veröffentlichungsgenehmigung wurde entlassen [...], und der Verleger wird sich rechtfertigen müssen.“

Die erste Auflage passierte die Zensurbehörden, wohl weil **Erinnerung an meine traurigen Huren** in der persischen Übersetzung mit „Erinnerungen an meine traurigen Liebchen“ weniger verfänglich klang. Die 5.000 gedruckten Exemplare waren innerhalb weniger Wochen ausverkauft. Konservative Kreise kritisierten das Buch, in dem Márquez von einem alternden Intellektuellen erzählt, der sich zum 90. Geburtstag eine Bordellnacht mit einer 14-jährigen Jungfrau schenkt.

Libanon

Verein arabischer Kinder- und Jugendbuchverleger gegründet

Am 12.2.2007 fand in Beirut die Gründungsversammlung der Vereinigung arabischer Kinder- und Jugendbuchverleger statt. Drei Jahre hatte der Prozess des Zusammenfindens über Grenzen hinweg gedauert, nun lädt die **Children's Book Publishers Association** Verleger in der arabischen Welt ein, Mitglied zu werden. Die Vereinigung arabischer Kinder- und Jugendbuchverleger hat sich zum Ziel gesetzt, das Interesse an Kinder- und Jugendbüchern in der Region zu steigern, Leseförderung fest im

Erziehungssystem der arabischen Staaten zu verankern und als Anlaufstelle für alle zu dienen, die an arabischer Kinder- und Jugendliteratur interessiert sind oder professionell mit ihr zu tun haben.

Verstorben

Sargon Boulus, *1944 [Irak]

Sargon Boulus gehörte zu den wichtigsten arabischen Dichtern der Gegenwart. Er war einer der Modernisierer der arabischen Lyrik und entwickelte nicht zuletzt unter dem Einfluss der anglophonen Lyrik seinen eigenen unverwechselbaren Stil, der für viele jüngere arabische Lyriker zum Vorbild wurde. Seine Gedichte sind erzählerische Stimmungsbilder voller Details und bedienen sich einer einfachen Sprache. Boulus machte sich auch als Erzähler und als erstklassiger Übersetzer englischsprachiger Lyrik ins Arabische einen Namen.

Aufgewachsen in einer einfachen assyrischen Familie zog er als junger Mann nach Bagdad, danach nach Beirut, wo er in den 60er Jahren an der avantgardistischen Literaturzeitschrift **Shir** mitarbeitete; schließlich wanderte er nach San Francisco aus. Obwohl Boulus sich danach nie wieder über einen längeren Zeitraum im Irak aufhielt, betonte er stets die Quellen seiner Kindheit, die für sein literarisches Schaffen grundlegend waren. Aber ebenso unerlässlich war die Distanz, die „den Dichter zwingt unaufhörlich eine innere Prüfung abzulegen“. Der Schriftsteller scherte sich nicht um den arabischen Kulturbetrieb und um Ruhm. Nicht er, sondern Freunde und Bewunderer bemühten sich um die Publikation seines Werkes.

In den letzten Jahren pendelte Boulus zwischen Amerika und Europa. Berlin war seine letzte Station. Am 22. Oktober ist er dort im Alter von 63 Jahren gestorben.

*Aus dem Nachruf von Mona Naggar,
© Qantara.de 2007*

Germán Espinosa, *1938 [Kolumbien]

Der Schriftsteller ist am 17. Oktober in Bogotá gestorben. 40 Bücher veröffentlichte Espinosa, der darüber hinaus auch als Journalist, Herausgeber, Übersetzer, Professor und Diplomat tätig

war. Sein Hauptwerk, der Geschichtsroman **La tejedora de coronas** über das Leben von Genoveva Alcocer, wurde auch von der UNESCO besonders gewürdigt.

Mehmed Uzun, *1953 [Kurdistan]

Am 10. Oktober verstarb mit Mehmed Uzun einer der bedeutendsten kurdischen Romanautoren der Neuzeit. Der Schriftsteller lebte viele Jahre in Schweden, nachdem er wegen Separationsvorwürfen in der Türkei eine Gefängnisstrafe verbüßen musste. **Im Schatten der verlorenen Liebe** ist 1998 im Unionsverlag erschienen, **Liebe wie das Licht** ist auf Deutsch nicht mehr lieferbar.

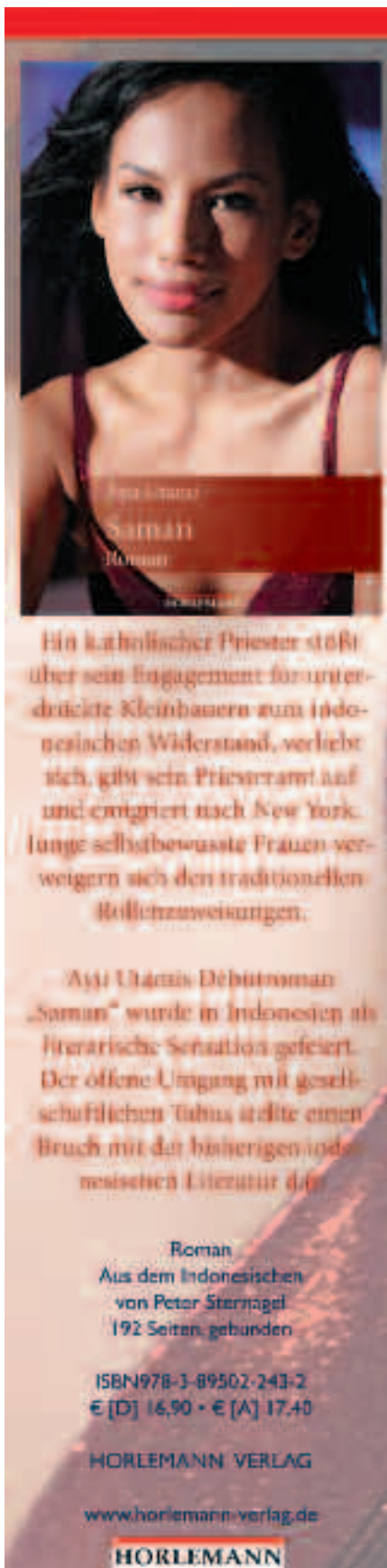
Carlos Victoria, *1950 [Kuba]

Im Alter von 57 Jahren starb am 12. Oktober der Journalist und Autor Carlos Victoria, einer der wichtigsten Vertreter der kubanischen Exilliteratur. Schon in seiner Studienzeit in den 70er Jahren distanzierte er sich vom kubanischen Staatskommunismus, weshalb er immer wieder Repressalien ausgesetzt war, bis er dann 1980 nach Miami ins Exil ging. Sein zweiter Roman **La travesía secreta** gewann den französischen Preis für das beste ausländische Buch 2001.

In eigener Sache

QUELLEN jetzt online

Das nützliche Nachschlagewerk für ins Deutsche übersetzte lieferbare zeitgenössische Literatur aus Afrika, Asien und Lateinamerika ist jetzt online abrufbar. Auf unserer Internetseite www.litprom.de unter der Rubrik QUELLEN online steht Ihnen eine detaillierte Suchmaske zur Verfügung. Neben den Kriterien Land, Kontinent, Autor, Titel kann man auch nach Originalsprache oder -titel, Übersetzer und Verlag suchen. Die Ergebnisse werden in einer übersichtlichen Liste mit Coverabbildung angezeigt. **QUELLEN online** ersetzt als nun noch aktuelleres Nachschlagewerk für Buchhändler, Verleger, Übersetzer und alle anderen interessierten Leser die bisherige Printausgabe. Restexemplare des gedruckten Katalogs können noch bestellt werden bei Antje te Brake: tebrake@book-fair.com



Martín Kohan [Argentinien]

gewinnt den **Herralde-Preis**. Der prämierte Roman **Ciencias morales** spielt in dem prestigeträchtigen Colegio Nacional im Buenos Aires der 80er Jahre, in einer Welt, in der der 40-jährige Autor selbst gelebt hat.

Kohan ist Professor für Literaturtheorie und hat neben sechs Romanen auch Essays und Kurzgeschichten veröffentlicht.

Auf den zweiten Platz kam der junge Antonio Ortuño aus Mexiko mit **Recursos Humanos**. Der Preis wurde zum 25. Mal vom in Barcelona ansässigen Verlagshaus Anagrama mit 18.000 Euro Preisgeld ausgeschrieben.

Norma Huidobro [Argentinien]

erhält für ihren Roman **Composición** den **Premio Clarín Novela** 2007.

1998 wurde die Auszeichnung ins Leben gerufen, seitdem wird sie jährlich ausgeschrieben. In der diesjährigen Jury des mit 100.000 argentinischen Pesos dotierten Preises saßen u.a. der portugiesische Literaturnobelpreisträger José Saramago, Rosa Montero, eine der meistgelesenen spanischen Autorinnen und der argentinisch-stämmige Autor, Übersetzer und Herausgeber Alberto Manguel.

Ariel Magnus [Argentinien],

Schriftsteller und taz-Autor, wurde mit dem renommierten und mit 30.000 Dollar dotierten lateinamerikanischen Literaturpreis **La Otra Orilla** (Das andere Ufer) bedacht. Bisher ist keins seiner Bücher, darunter **Sandra** und **La abuela**, ins Deutsche übersetzt.

Antonio Álvarez Gil [Kuba / Schweden]

gewann den **Premio Literario Kutxa Ciudad de Irún** in der Kategorie spanischsprachiger Roman. Sein prämiertes Werk **Concierto para una violinista muerta** ist ein fantastischer Roman mit einem starken Bezug zu klassischer Musik über einen kubanischen Violisten, der eine sonderbare Frau kennen lernt, die in einer anderen Welt zu leben scheint. Antonio Álvarez Gil, geboren 1947 in Havanna, lebt im Exil in Stockholm und schrieb mehrere Romane und Erzählungen.

Die im Oktober 2007 zum 18. Mal vergebenen

Premios Literarios Kutxa Ciudad de Irún werden von der Stadtverwaltung Irún (Baskenland) mit 14.000 Euro ausgeschrieben. Neben der Kategorie ‚spanischsprachiger Roman‘ werden Werke der spanischsprachigen Poesie sowie des Romans und der Poesie in Baskisch ausgezeichnet.

Luis Pulido Ritter [Panama],

der in Berlin lebende Schriftsteller wurde mit dem panamaischen **Premio Nacional Ricardo Miró** in der Kategorie Essay ausgezeichnet. Die Auszeichnung würdigt sein Werk **La Filosofía de la Nación Romántica (seis ensayos críticos sobre el pensamiento intelectual y filosófico en Panamá) 1930-1960**, in dem Pulido Ritter die intellektuelle Produktion in Panama zu einer Zeit, als sich die romantische Staatsidee verbreitet, beschreibt. Der Autor hat einen Doktor in Soziologie und Philosophie der Freien Universität Berlin. Er veröffentlicht Essays, Romane und Poesie.

Der Premio Nacional Ricardo Miró ist die wichtigste literarische Auszeichnung Panamas und mit einem Preisgeld von 15.000 Dollar ausgeschrieben. Sie wurde 1942 ins Leben gerufen und wird in den Kategorien Roman, Poesie, Theater und Essay vergeben.

Der Arzt und Schriftsteller Rafael Pernett y Morales gewann die Kategorie Roman mit seinem Buch **El indio sin ombligo**, einem Abenteuer und Science Fiction-Buch.

Fabienne Kanor [Martinique]

hat für ihren zweiten Roman **Humus** (Gallimard, Paris 2006) Mitte Oktober den **Prix RFO du Livre** erhalten, der mit 5.000 Euro dotiert ist und von France Télévisions für Romane aus den französischen Übersee-Territorien vergeben wird.

Die Handlung des prämierten Romans spielt 1774, zur Hochkonjunktur des Sklavenhandels. Erzählt wird die Reise von einer Gruppe Frauen an Bord eines Sklavenschiffs mit Kurs auf die amerikanischen Kolonien. Die Frauen entfachen eine Rebellion und springen schließlich von Bord, um ihrem bevorstehenden finsternen Schicksal zu entgehen.

Die Laureatin lebte lange im Senegal. Sie studierte u.a. Vergleichende Literaturwissen-

schaften, arbeitete dann als Journalistin, bevor sie sich ganz der Schriftstellerei und der Produktion von Dokumentar- und Kurzfilmen verschrieb. **+ 2 Z. mögl? davor?**

Shimmer Chinodya [Zimbabwe]

ist Ende Oktober für seinen Roman **Strife** (etwa: Streit), erschienen 2006 bei Weaver Press in Zimbabwe, mit dem prestigeträchtigen **Noma-Award** für afrikanische Literatur ausgezeichnet worden.

Strife erzählt die Geschichte der Großfamilie Gwanagara und untersucht, welche Kraft sich widersprechende Ideologien auf die aufkommende zimbabwische Mittelschicht ausüben, die einerseits nach Unabhängigkeit strebt und sich andererseits unbewusst ein Nicht-Verantwortlich-Sein für das eigene Schicksal wünscht. Chinodya ist kein Unbekannter, er hat bereits acht Romane, eine Reihe Kinderbücher, Texte für Schulbücher, wie auch Radio- und Filmskripte verfasst und ist mit einer Vielzahl an Preisen ausgezeichnet worden, u.a. mit dem Commonwealth Writers' Prize.

Der Noma Award wurde 1979 vom japanischen Verleger Shoichi Noma gestiftet und wird seit 1980 jährlich an afrikanische Schriftsteller und Wissenschaftler vergeben, deren Arbeit in Afrika veröffentlicht wurde. Der Preis ist mit 10.000 Dollar dotiert und wird durch das japanische Verlagshaus Kodansha unterstützt. Ausgezeichnet wird jeweils eine wissenschaftliche bzw. akademische Arbeit, ein Kinderbuch und ein literarisches Werk.

Hamid Skif

[Algerien / Deutschland]

ist in Frankreich für seinen neuesten Roman **Geografie der Angst** (Edition Nautilus 2007, Übers. Andreas Münzner) mit dem **Prix du Roman Francophone de la Ville d'Issy-les-Moulineaux** ausgezeichnet worden. Er erhielt den Preis Ende Oktober im Rahmen der Veranstaltung „Lire en fête“. Die Auszeichnung, organisiert von der Mediathek in Issy-les-Moulineaux, einer Pariser Vorstadt, wird jährlich für einen auf Französisch, allerdings von einem Ausländer geschriebenen Roman vergeben. Die Jury setzt sich aus Lesern der Stadt Issy zusammen; den Vorsitz hat eine Persönlichkeit aus dem

literarischen Leben inne. Im Mittelpunkt des bereits im Frühjahr dieses Jahres mit dem 35. Prix de l'Association des Ecrivains de Langue Française bedachten Romans steht ein illegaler Einwanderer, der seit Monaten versteckt in der Kammer eines Hauses in einer großen europäischen Stadt lebt, während draußen die Razzien auf Immigranten verschärft werden. Tausende von ihnen werden in ihre Herkunftsländer abgeschoben (s. **LiteraturNachrichten** Nr. 92). Hamid Skif wurde 1951 in Oran geboren und lebt seit 1996 in Hamburg. Sein Roman **Sehr geehrter Herr Präsident** (Übers. Line Birk, Edition Köln 2003) wurde mit dem Preis der Stadt Heidelberg „Literatur im Exil“ ausgezeichnet. Die Novellensammlung **Citrouille fêlée dit Amar fils de mulet** von 1998 ist 2004 unter dem Titel **Hure mit Krawatte** (übers. von Ursula Günther) in der Edition Köln erschienen.

Oh Dong-Sik, Kang Seung-Hee und Torsten Zaiak

[Korea / Deutschland]

erhalten den **Daesan Literaturpreis für Übersetzung** für **Die Geschichte des Herrn Han** von Hwang Sok-Yong, den sie aus dem Koreanischen ins Deutsche übertrugen. Der 1943 in der Mandschurei geborenen Hwang Sok-Yong zählt zu den bekanntesten koreanischen Autoren der Gegenwart, der sowohl Nord- als auch Südkorea kennt. 2005 erschien **Die Geschichte des Herrn Han** bei dtv.

Christian Weiß [Deutschland]

ist Träger des **Gisela Bonn-Preis** 2007. Die Auszeichnung wurde durch den Generalkonsul der Republik Indien in München, J.S. Mukul und den Counsellor Ranjan von der Indischen Botschaft Berlin verliehen. Der in Heidelberg tätige Verleger und Publizist Weiß spezialisiert sich mit dem von ihm gegründeten Draupadi-Verlag auf die Veröffentlichung von Übersetzungen aus den Literaturen verschiedener indischer Landessprachen, wie z. B. des Hindi, Bengali oder Malayalam. Neben moderner indischer Literatur publiziert der Verlag auch wissenschaftliche Werke zu Indien.

Edition Hamouda



Mahmoud Messadi Der Staudamm

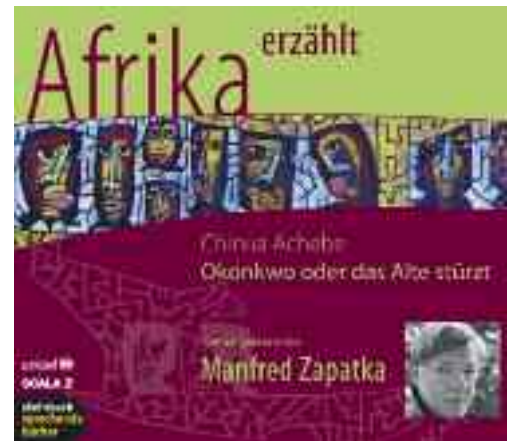
Aus dem Arabischen von
Sahbi Thabet
108 Seiten. [D] 9,90 €
Erscheinung: Oktober 2007
ISBN 978-3-940075-06-2

Der tunesische Schriftsteller Mahmoud Messadi (1911–2004) gilt in der arabischen Welt als Begründer einer einzigartigen literarischen Schule und gehört zu den wenigen modernen Autoren des 20. Jahrhunderts, denen es gelungen ist, die orientalischarabische Seele samt ihrer Größe und ihren Widersprüchen künstlerisch-entlarvend darzustellen.

www.hamouda.de

Die Dinge fallen auseinander

Vor bald fünfzig Jahren, 1958, erschien der erste Roman des damals 28-jährigen Nigerianers Chinua Achebe **Things fall apart**. Seit langem gilt er als einer der wichtigsten Autoren Schwarzafrikas. Dass bereits sein Debüt vor den Maßstäben, die seine späteren Werke gesetzt haben, standhalten kann, zeigt diese Hörbuchversion. Manfred Zapatkas Vortragsstil machen den für die Lesung leicht gekürzten Text mit großer Intensität erlebbar. Dabei kommt das gesprochene Wort dem Werk vielleicht noch näher als die stille Lektüre, denn bei der Gestaltung des Romans als lose verknüpfte Episoden hat sich Achebe sichtlich an der mündlichen Erzähltradition orientiert. Die Erzählung der Lebensgeschichte Okonkwos beginnt mit dessen gesellschaftlichem Aufstieg. Als Sohn eines hoch verschuldeten Vaters ist dieser auf sich selbst gestellt und darauf angewiesen, sich durch Arbeit, durch Auszeichnungen bei Ringkämpfen und Tapferkeit im Krieg Achtung und Wohlstand zu erwerben. Auf diese Leistungen gründet sein Stolz. Okonkwos Antrieb ist seine Angst, die Angst „vor dem armseligen Leben und dem schmachvollen Tod seines Vaters“ und die Angst, als Feigling zu gelten. In Umofia wird er so zum angesehenen Mann. Aussaat und Ernte, Hochzeiten und Beerdigungen bestimmen das Leben der Dorfgemeinschaft. Aus den Beschreibungen ergibt sich ein Bild der Bräuche und Rituale, des Glaubens und der Werte, die sich in ungeschriebenen Gesetzen des Stammes niederschlagen. Danach muss Okonkwo das Dorf verlassen, nachdem er unabsichtlich einen Stammesgenossen getötet und dadurch ein Verbrechen gegen die Erdgöttin begangen hat. Diese sieben Jahre des Exils, in denen er mit seinen drei Frauen und elf Kindern im Dorf seiner Mutter lebt, teilen die Handlung in zwei große Abschnitte. Bei seiner Rückkehr findet Okonkwo Umofia vollständig verändert. Während seiner Abwesenheit haben christliche Missionare viele alte Sitten und Regeln durch ihre europäischen ersetzt. Achebe stellt die Brutalität alter Ibo-bräuche der Grausamkeit der Kolonialherren gegenüber, ohne sie gegeneinander auszuspielen. Die Ibo setzen Zwillinge im Wald aus, die



Weißen wiederum löschen ein Dorf der Ibo aus, weil einer der ihren ermordet worden ist. Sie bauen Schulen und bringen außer ihrer Religion eine Verwaltung und eine eigene Gerichtsbarkeit ins Land. Okonkwos Weltbild und Selbstwertgefühl geraten immer stärker ins Wanken. Den Übertritt seines Sohnes Woye zum christlichen Glauben empfindet er als Verrat. Und Woye ist nur einer von vielen, die in den Dienst der weißen Männer treten. Einige der Bekehrten übertreffen in ihrem religiösen Eifer sogar die christlichen Prediger, bis es schließlich zur offenen Eskalation kommt. Dass sich das Neue gegenüber dem von Okonkwo verkörperten Alten durchsetzen wird, deutet bereits der Titel von Achebes Roman an. So wird **Okonkwo oder das Alte stürzt** zu einem Abgesang auf eine untergegangene Kultur – ohne Wehmut, aber voller Verständnis.

Andreas Martin Widmann

Chinua Achebe [Nigeria]

Okonkwo oder das Alte stürzt

Things Fall Apart, 1958.

Aus dem Englischen von Dagmar Heusler und Evelin Petzold.

Gelesen von Manfred Zapatka.

steinbach sprechende bücher, 2007.

4 CDs, ca. 294 Min.

EUR 19.99, sFr. 37.40

ISBN 978-3-8868-107-6

Ein Fest der Sprichwörter und eine wahre Geschichte

Die Geschichte über einen Mord in der israelischen Negev-Wüste, der im Jahre 1966 geschah, 1980 teilweise aufgeklärt und erst 2007 literarisch verarbeitet wurde? In der Tat sieht sich Salim Alafenisch, der Sohn eines Beduinenscheichs, erst vierzig Jahre später in der Lage, über diesen Fall zu berichten, der seine Familie viele Jahre lang belastet hatte. Der Nachbarstamm, dem das Opfer angehörte, verdächtigte den Alafenisch-Stamm, für den Mord verantwortlich zu sein. In seiner autobiografischen Geschichte **Die Feuerprobe** erzählt uns der Schriftsteller Salim Alafenisch nun, wie seine Familie dank der Feuerprobe – man halte seine Zunge an eine glühendheiße Eisenpfanne und nur, wenn diese unverwundet bleibt, spricht der Proband die Wahrheit – 14 Jahre nach dem tragischen Ereignis von der Schuldfrage befreit wird.

Historisch eingerahmt wird die Geschichte vom Sechstagekrieg von 1967 und den damit verbundenen politisch-sozialen Veränderungen, die sich auch im Alltag der Beduinen bemerkbar machten, etwa durch die Präsenz des Militärs oder auch das bis heute brisante Thema einer (un-)glaubhaften Berichterstattung: „Widersprüchliche Meldungen überschlugen sich. Während bei allen drei Radiosendungen der Krieg tobte, zeigte sich der Himmel über uns von seiner schönsten Seite.“

Alafenisch gelingt es, uns europäischen Lesern einen Spalt breit das Tor zur beduinischen Welt seiner Vorfahren zu öffnen, uns mit einem Teil jener Mentalität vertraut zu machen, die von Werten wie Solidarität, Respekt und gegenseitigem Vertrauen geprägt ist. Die zahlreich einfließenden Sprichwörter der Beduinen aus der Negev-Wüste tragen unzweifelhaft zu diesem Verständnis bei.

Jedoch ist der Ich-Erzähler Salim, der gerne große Sprünge zwischen Zeiten und Orten macht, bald selbst ein Teil der so genannten westlichen Welt, die ihn von seiner Heimat zu entfernen scheint: „Wie ich die beiden um ihren seelenruhigen Schlaf beneidete! Sie schliefen in der Gewissheit, die Feuerprobe werde die Wahrheit ans Licht bringen, wäh-



rend ich, der ich in Europa studierte, Zweifel hegte.“

Das Gefühl, einzutauchen in die Welt des Wüstenlebens à la Nagib Machfus oder Ibrahim al-Koni, stellt sich also für uns nicht ein und ist wohl vom Autor nicht beabsichtigt, begleitet seine Geschichten über die Sitten und Gebräuche seiner beduinischen Vorfahren doch stets ein analytischer, ethnologischer Blick – trotz des Plaudertons des Ich-Erzählers! Nicht zuletzt der an die Geschichte angefügte Nachtrag, in dem Salim Alafenisch das Phänomen der Feuerprobe erklärt, verstärken diesen Eindruck. So ist denn auch die Sprache des omnipräsenten Ich-Erzählers unprätentiös und zeigt neben den bildhaften Sprichwörtern keine literarische Tiefe. Die Geschichte der **Feuerprobe** eignet sich gewiss dazu, vorgelesen oder, wie es auch die Art des Autors selbst ist, frei erzählt zu werden.

Ute Evers

Salim Alafenisch [Palästina/Deutschland]

Die Feuerprobe

Unionsverlag, Zürich 2007

144 S.; EUR 14,90, sFR. 26.30

ISBN 978-3-292-00377-4

Irakische Poesie vor der Haustür

Jede von Krieg und Exil überschattete Dichtung neigt einerseits zu Klage und Elegie, andererseits zu Politik und Ideologie. Diese beiden Tendenzen sind in der Lyrik des Irak besonders stark ausgeprägt. Bereits die poetischen Avantgardedichter as-Sayyab, al-Malaika und al-Bayyati brachen im Bagdad der späten 1940er Jahre nicht nur mit der klassischen arabischen Gedichtform. In ihre romantische Naturlyrik flossen die Erfahrungen von Exil und politischem Kampf ebenso ein wie Elemente mesopotamischer Mythen. Ihr Singen von Verlust und Tod, das im Rückblick wie eine Vision noch kommender irakischer Geschichte erscheint, wurde zum Ausgangspunkt einer bis heute vorrangig dunklen Lyrik. Die nun erschienene Anthologie irakischer Gegenwartslyrik **Rückkehr aus dem Krieg** erinnert oft an die tragische Geschichte des Iraks in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts.

Diese Geschichte ist der Hauptgrund, warum nur wenige der in der Anthologie versammelten 43 Dichter im Irak geblieben sind oder ihren Lebensabend dort verbracht haben. So sehr waren die letzten vierzig Jahre von Unterdrückung, Flucht und Emigration gezeichnet. ‚Gute‘ irakische Lyrik entstand immer seltener im Irak selbst und immer öfter in Metropolen wie Kairo und London oder sozusagen vor unserer Haustür, in München, Köln und Berlin. Mit ‚guter‘ Lyrik ist zunächst Lyrik gemeint, die sich nicht in die ideologische Zwangsjacke der Baath-Partei hineinzwängen ließ. Lobeshymnen auf Saddam und seine Kriege hat der Kölner Herausgeber und Übersetzer Khalid al-Maaly nicht in diese Anthologie aufgenommen. Stattdessen sind die darin versammelten Gedichte Ausdruck eines entschlossenen Überlebenswillens angesichts menschenverachtender Verhältnisse. Als Spiegelbild der Realität einer fatalen Diktatur oder des schwierigen Ankommens im Exil nehmen die späteren Gedichte oft surreale oder sarkastische Wendungen und richten ihr Augenmerk auf die entzauberten, heimgesuchten Lebenswelten des Alltags.

So ist es nur schlüssig, dass der Herausgeber in seinem Vorwort die zusammengestellte Lyrik



als Zeitdokument und literarisches Zeugnis politischer Katastrophen begreift: „Die ausgewählten Gedichte können als literarischer Ausdruck der wechselhaften und tragischen Geschichte des jüngeren Irak verstanden werden.“

Leider fehlen sowohl die auf Kurdisch und Hebräisch schreibenden Dichter als auch Poeten wie Muzaffer an-Nawwab, die im Dialekt mit ihrer scharfzüngigen Performance-Dichtung ihr Publikum begeistern. Davon und einigen formalen Schönheitsfehlern abgesehen ist diese 680 Seiten starke Anthologie eine herausragende Leistung.

Nicht nur, weil die irakische Lyrik seit 1948 zur einflussreichsten im arabischen Sprachraum zählt, sondern vielmehr, weil dieses Buch ein völlig anderes, vielschichtiges, intimes und unerwartetes Bild des Iraks fern der heutigen Medienbilder zeigt, sind ihm viele Leser zu wünschen.

Stephan Milich

Al-Maaly, Khalid (Hrsg.) [Deutschland/Irak] Rückkehr aus dem Krieg.

Neue irakische Lyrik. Anthologie.

Gedichte auf Arabisch und Deutsch.

Aus dem Arabischen von Khalid Al-Maaly und Heribert Becker.

Kirsten Gutke Verlag, Köln/Frankfurt a.M. 2006.

681 Seiten, EUR 24,00.

ISBN 3-928872-40-0

Installation der Sehnsüchte

Morgens im Berufsverkehr einer Großstadt – es handelt sich um Toronto, wie sich später herausstellt – wirbeln drei junge Leute, eine Asiatin mit Fotoapparat, eine südländisch aussehende Frau und ein Schwarzer mit Trommel, mit ihrem Gelächter und ihrer Lebhaftigkeit das morgendliche Ritual der U-Bahn Fahrgäste durcheinander, die gelangweilt und angespannt zugleich eigentlich ungestört bleiben möchten und doch vom jugendlichen Übermut der drei angezogen werden. Der Roman handelt von den Verstrickungen des Lebens dieser jungen Menschen, Angehörige der zweiten Generation von Einwanderern, die, wie die Autorin sagt, alle Bewohner zweier Länder sind, des Landes ihrer Eltern sowie des Landes ihrer Geburt, Kanada. Widerwillig werden sie zu Übersetzern der kanadischen Gesellschaft für ihre Eltern, die von ihnen das Unmögliche verlangen: Sie sollen sich an die neuen Normen anpassen und gleichzeitig die Traditionen der Herkunftsländer der Eltern wahren. Tuyen, die Tochter vietnamesischer Einwanderer, ist Avantgarde-Künstlerin, ihr neuestes Installationsprojekt ist die Neuinterpretation eines *lubaio*, eines chinesischen Mitteilungspostens, in den sie die gesammelten Sehnsüchte der Bewohner Torontos integrieren will; Carla, Tochter einer italienischstämmigen Mutter und eines jamaikanischen Vaters, arbeitet als Fahrradkuriere, Oku, Sohn jamaikanischer Einwanderer, ist Literaturstudent und Dichter. Seit der Highschool befreundet, bleibt ihnen als Außenseiter, nicht-weißen Kanadiern oder *sichtbaren Minoritäten*, wie das in Kanada heißt, die Rolle als „Zuschauer der weißen Kids“. Sie werden zusammengehalten durch eine „Freundschaft des Widerstands gegen die bestehende Ordnung und (ihre) Andersartigkeit“. Trotzdem ist Toronto ihr Zuhause, diese Stadt, die mit ihrer Vielfältigkeit, ihren vielen Einwanderern, den fließenden, Grenzen überschreitenden Identitäten, auch selbst Thema des Romans wird. Ständig sind die Protagonisten auf genau bezeichneten Straßen unterwegs, kreuzen bestimmte markante Gegenden. Man glaubt, ins Innerste Torontos einzutauchen, von den Wohngebieten der Neureichen über die mit



Graffiti bemalten Innenstadt, die heruntergekommene Nachbarschaft der schwarzen Stadtbewohner, den Markt mit seinen exotischen Lebensmitteln bis zum Schwulenviertel mit den Bars und Nachtclubs. Jeder der drei Freunde steht vor schwierigen Entscheidungen. Dürfen Familiengeheimnisse aufgedeckt werden, gelingt es, sich von erlittenen Traumata zu befreien, hat ein junger Schwarzer eine andere Wahl als die zwischen Knast oder Anpassung, an welchen Traditionen soll man festhalten? Was ist richtig, was ist falsch? Der Autorin selbst sind diese Fragen nicht fremd. 1953 in Trinidad geboren, kam sie mit 17 nach Kanada und setzt sich seit dieser Zeit mit Themen des Fremdseins, des Herausfallens aus der Norm auseinander. Mit diesem Roman ist ihr ein Werk gelungen, das viele Punkte anspricht, die für jede Gesellschaft, in der mehrere Kulturen aufeinander treffen, von großem Interesse sind und bei dem man als Leser mit Bedauern feststellt, das man am Ende des Buches angelangt ist.

Marlies Glaser

Dionne Brand [Trinidad/Kanada]

Wonach sich alle sehnen. Roman.

What We All Long For, 2005.

Aus dem Englischen von Matthias Müller.

Atrium Verlag, Zürich 2007

383 S.; EUR 19,90, sFr. 34,90

ISBN 978-3-85535-040-7

Die Stadt, das Leben und die Dichter

In seiner Heimat Argentinien zählt der 1941 geborene Ricardo Piglia zu den renommiertesten lebenden Autoren, in Deutschland ist er bislang wenig bekannt. Mit **Kurzformen. Babylon, Borges, Buenos Aires** ist nun ein weiterer Band dem deutschsprachigen Publikum zugänglich. Das schmale Buch eignet sich gleichermaßen als Einführung in das Werk Pighias wie in die moderne Literatur Argentiniens, denn mit deren bedeutendsten Vertretern – es fehlt nur Julio Cortázar – setzt sich Piglia, der als Professor in Princeton lehrt, darin auseinander. Er tut dies nicht in wissenschaftlicher Manier, sondern entwickelt seine Gedanken anhand von Anekdoten oder Episoden aus seinem eigenen Leben und macht die **Kurzformen** so auch oder gerade für eine breitere, literaturinteressierte Öffentlichkeit lesbar und lesenswert. Der Autor erklärt im Epilog, die Texte könnten „als verlorene Seiten im Tagebuch eines Schriftstellers gelesen werden, auch als erste Versuche und Ansätze zu einer künftigen Autobiographie.“ Es finden sich tatsächlich Tagebucheinträge wie die „Notizen über Macedonio in einem Tagebuch“, in denen Piglia über mehrere Jahrzehnte Lektüreindrücke und Überlegungen zu Macedonio Fernandez festgehalten hat, und die „Notizen zur Literatur in einem Tagebuch“, bestehend aus Reflexionen über das eigene Schreiben und das von anderen argentinischen und europäischen Autoren. Die Verknüpfung zur Autobiographie ergibt sich aus Pighias ebenfalls im Epilog formuliertem Credo, dass, wer über seine Lektüre schreibe, in Wirklichkeit über sein Leben schreibe. Leben, Schreiben und Lesen hängen in den Prosastücken und Betrachtungen dieser Sammlung unlösbar zusammen und Buenos Aires bildet hierfür den Hintergrund. Die Stadt schafft wiederum die Verbindung zu anderen Schriftstellern, die dort lebten und arbeiteten. Zu Witold Gombrowicz etwa, der 1939 Polen verließ und den Rest seines Lebens im Exil in Buenos Aires verbrachte. Im Essay „Der polnische Roman“ erzählt Piglia, wie Gombrowicz, der noch kaum Spanisch beherrschte, seinen Roman **Ferdydurke** zusammen mit einer



Gruppe Literaten, die kein Polnisch sprachen, unter Zuhilfenahme des Französischen übersetzte, und veranschaulicht daran das Wesen der argentinischen Literatur, deren Besonderheit sich gerade aus der Fremdheit gegenüber der eigenen Sprache ergäbe. In anderen Texten erkundet Piglia eben diese Besonderheit im Werk von Roberto Arlt und immer wieder in dem von Borges. So schildert er die Entstehung von dessen letzter Erzählung, in welcher einem Schriftsteller das Gedächtnis von William Shakespeare angeboten wird, und erläutert in den „Thesen über die Erzählung“ im Vergleich mit Hemingway und Kafka die Eigenheit von Borges' Schreibweise. Dass die „Formas breves“ in einem klaren, eleganten Stil verfasst sind, verhalf ihnen 2001 zum Premio Bartolomé March a la Crítica und zeigt, dass es gelingen kann, auf kompetente und zugleich unterhaltsame Weise Literatur zum Thema von Literatur zu machen.

Andreas Martin Widmann

Ricardo Piglia [Argentinien]

Kurzformen.

Babylon, Borges, Buenos Aires

Formas breves, 2000.

Aus dem Spanischen von Elke Wehr.

Berenberg Verlag, Berlin 2006.

94 S. EUR 17.00, sFr. 30.00

ISBN 978-3-937834-18-4

Erinnern – Schreiben – Lesen

Nachdem in den letzten Jahren bereits mehrere Romane und Erzählungen von Sergio Pitol auf Deutsch erschienen sind, bietet sich nun die Gelegenheit, eine weitere Facette im Schreiben des mexikanischen Autors kennen zu lernen.

Die Kunst der Flucht ist keine Prosa im engeren Sinne, es ist ein Buch, das sich zwischen Essay, Reiseliteratur, Reflexion, Anekdotensammlung, Tagebuch und Autobiographie bewegt, durch seinen kunstvollen Stil und die Verknüpfung der verschiedenen Genres aber schließlich doch wieder (große) Literatur ist.

Dass Pitol ein universal gebildeter Schriftsteller und Intellektueller ist und als Mensch ebenso wie als Autor ein wahrer Kosmopolit, verdeutlicht dieser Band auf eindrucksvolle Weise. Er ist in drei große Kapitel unterteilt: „Erinnern“, „Schreiben“ und „Lesen“. Im ersten Teil beschreibt Pitol verschiedene Stationen eines Lebens, das zu einem wesentlichen Teil außerhalb von Mexiko stattgefunden und ihn und sein Schreiben nachhaltig geprägt hat. Erinnerungen an Aufenthalte in Venedig, Rom, Barcelona, Siena, dazwischen aber auch immer wieder Passagen über Mexiko-Stadt, werden geistreich und unterhaltsam zugleich und mit dem für Pitol typischen leisen Humor geschildert. Er erzählt von Begegnungen mit anderen Schriftstellern und Büchern, und schnell wird deutlich, dass es bei diesem Autor keine Trennung gibt zwischen der Literatur und dem Leben. Dies setzt sich im zweiten Kapitel fort, in dem er über verschiedene literarische Aspekte schreibt (den Erzähler, Romananfänge etc.), in dem er aber auch, wie in der spannenden Geschichte der Entstehung eines seiner Romane, erhellende Einblicke in den Prozess seines eigenen Schreibens gewährt. Und auch wenn immer wieder Thomas Mann, Borges, Joyce, Musil, Valéry und viele andere zum Kanon der modernen Weltliteratur gehörende Namen auftauchen, geschieht dies nie auf trockene oder gar schulmeisterliche Art. Ganz im Gegenteil stellt Pitol immer wieder neue und stets auf erfrischende Weise sehr persönliche Bezüge her. So auch im dritten Kapitel, in dem er von seiner eigenen Lektüre unterschiedlicher Romane erzählt, darunter Werke von Tschechow,



Tabucchi, Galdós, Schwob oder Hašek. Die zahlreichen Stationen seines Lebens und die Liste der Autoren ergeben zusammen eine Reise durch das literarische 20. Jahrhundert, ein geografisches und zeitliches Hin und Her, dass die Leser ermuntert, gleichsam zu stöbern in dieser persönlichen Bibliothek und Biographie eines mexikanischen Weltbürgers, für den Lateinamerika und Europa sehr dicht beisammen liegen. Vielleicht ist das Buch keine einfache Lektüre, aber mutigen, aufgeschlossenen, entdeckungsfreudigen Lesern hat Pitlor sehr viel zu bieten, und so kann man seinem Buch nur möglichst viele solcher Leser wünschen, auch wenn er selbst an einer Stelle schreibt: „Ich bin überzeugt, dass nicht einmal das Fehlen von Lesern die Dichtung verbannen kann.“

Carsten Regling

Sergio Pitlor [Mexiko]

Die Kunst der Flucht.

El arte de la fuga, 1996.

Aus dem Spanischen von Ulrich Kunzmann.

Matthes & Seitz Berlin, Berlin 2007

384 S.; EUR 26.80, sFr. 44.40

ISBN 978-3-88221-882-4

Buch einer Nation

Wenn sich eine ganze Nation mit einem literarischen Werk identifiziert, muss es damit etwas Besonderes auf sich haben. Es muss eine Summe dessen bieten, was als kulturelle und historische Substanz dieses Landes wahrgenommen wird. In Argentinien gibt es mehr als einen Anwärter auf den Status eines solchen Nationalepos, eines ist jetzt bei uns erschienen:

Barbarei und Zivilisation. Das Leben des Facundo Quiroga von Domingo Faustino Sarmiento.

1845 innerhalb von zwei Monaten als Protest gegen die Tyrannei Juan Manuel de Rosas zu Papier gebracht, ist es nun, mit einem ausführlichen Glossar versehen, erstmals vollständig auf Deutsch zu lesen. Der erste Teil des Titels klingt nach einer gesellschafts-philosophischen Abhandlung, der zweite nach einer Biographie. Tatsächlich ist dieses Buch beides und noch viel mehr. Es vereinigt Kulturanalyse, Landeskunde und Lebensbeschreibung, Essay und Roman. Zivilisation und Barbarei, dieser Gegensatz zeigt sich für Sarmiento im Kontrast zwischen Hauptstadt und Provinz, wird deutlich in den Unterschieden zwischen dem Gesicht der Hauptstadt Buenos Aires, die ein Abbild europäischer Kultur darstellt, und der Physiognomie des Innenlandes, mit den endlosen Weiten, durch die der Wind fegt und an den verstreuten Estancias der Viehzüchter rüttelt. Dort herrscht das Recht der Gewalt. „Die Barbarei des Binnenlandes ist bis in die Straßen von Buenos Aires vorgedrungen“, so Sarmientos Diagnose. Gegen diese Verhältnisse schreibt er mit seinem Buch an und liefert einen Querschnitt durch die Seele eines Landes. Hierzu wählt er einen Protagonisten, in dem er „nicht bloß einen Caudillo, sondern eine Verkörperung argentinischer Lebensart, ein Ergebnis der Kolonisierung und der Bodenbeschaffenheit“ sieht, als „Spiegel, in dem sich ins Kolossale gesteigert, die Vorstellungen, Bedürfnisse, die Strebungen und Bräuche einer Nation in einer bestimmten Phase ihrer Geschichte wiederfinden.“ Wer war dieser Facundo? Die Legenden, die sich um ihn ranken, überwiegen die gesicherten Informationen. Gegen Ende des 18. Jahrhunderts geboren und von bürgerlicher Herkunft entscheidet er sich für ein Leben als



Wanderarbeiter und steigt dank seines feldherrengleichen Wesens zum brutalen Milizenführer auf, bevor er ein gewaltsames Ende findet. Es ist ein widersprüchliches Bild Facundos, das entsteht, denn der Outlaw wird zuletzt zum tragischen Nationalhelden erhöht. Sarmientos eigene Biographie nimmt die für die südamerikanischen Literaten des zwanzigsten Jahrhunderts typische Verknüpfung von Schriftstellerdasein und politischer Karriere vorweg. Gegen Ende seines Lebens wurde er argentinischer Staatspräsident. Sein literarisches Vermächtnis überdauert sein politisches, denn obschon viele seiner Ansichten überholt wirken müssen, fasziniert seine Prosa, die wie das Land, welches sie beschreibt, zwischen Wildheit und intellektueller Zähmung hin und her gerissen zu sein scheint, und entfaltet einen noch heute mitreißenden Sog.

Andreas Martin Widmann

Domingo Faustino Sarmiento

[Argentinien]

Barbarei und Zivilisation.

Das Leben des Facundo Quiroga.

Civilización i barbarie. Vida de Juan Facundo Quiroga, i aspecto físico, costumbres i ábitos de la República Argentina, 1845.

Aus dem Spanischen und mit einem Nachwort versehen von Berthold Zilly.

Eichborn Verlag, Frankfurt 2007

457 S., EUR 32.00, sFr. 56.00

ISBN 978-3-8218-4580-7

der **ndere** Literaturklub

Eine Einladung zu literarischen Entdeckungsreisen

BÜCHER 2008



© Edition Nautilus
© Ronald Michael Stallard
© David Castro
© SchirmerGraf Verlag

Djibouti Abdourahman A. Waberi

In den Vereinigten Staaten von Afrika

Abdourahman Waberi wurde 1965 in Djibouti geboren, er gilt als Nationalschriftsteller Djiboutis. Bislang hat er neun Bücher geschrieben, die in acht Ländern erschienen sind. Die französische Zeitschrift *Lire* zählt ihn zu den 50 wichtigsten und einflussreichsten zeitgenössischen Autoren.

Argentinien Raúl Argemí *Kriegsname „Chamäleon“*

Der Autor Raúl Argemí (* 1946) verbrachte während der Militärdiktatur zehn Jahre im Gefängnis. Nach seiner Freilassung arbeitete er als Redakteur in Patagonien, seit 2000 lebt er in Spanien. Für *Kriegsname „Chamäleon“*, seinen dritten Roman, erhielt er den Premio Dashiell Hammett und den Premio Luis Berenguer.

Kuba Wendy Guerra *Alle gehen fort*

Wendy Guerra (* 1970 in Havanna) studierte Film-, Radio- und Fernsehwissenschaften und ist in Kuba hauptsächlich als Schauspielerin und Lyrikerin bekannt. Sie gewann mit *Todos se van* den Premio de Novela Bruguera 2006. Der erfolgreiche katalanische Autor und Juror für diesen Preis Eduardo Mendoza lobte die „Authentizität und Ehrlichkeit des Buches“.

Indonesien Ma Jian *Roter Staub*

Ma Jian, Schriftsteller, Maler und Fotograf, ging kurz nach dem Ende seiner Reise, die als das neue *Wilde Schwäne* hoch gelobt wird, 1986 ins Exil und lebt seither in London. *Roter Staub* ist eine Mischung aus Reisebericht und Autobiographie, beschreibt ein Land im Umbruch und einen Menschen auf der Suche.

EIN GUTES BUCH IST EIN GESCHENK, DAS MAN SICH SELBST UND ANDEREN MACHT:

Werden Sie Mitglied oder verschenken Sie eine Mitgliedschaft für nur 65,- EUR / 120,- sFr. pro Jahr. Freuen Sie sich auf:

- 4 gebundene Erstausgaben (in Übersetzung)
- 4 mal im Jahr die Zeitschrift *LiteraturNachrichten Afrika Asien Lateinamerika*
- Informationen und Einladungen zu Tagungen und Lesungen

Informationen:
Der ANDERE Literaturklub
Postfach 100 116
6001 Frankfurt am Main
E-Mail: massingue@book-fair.com
Tel.: 069 - 2102 / 270

Der ANDERE Literaturklub
artlink
Büro für Kulturkooperation
Waisenhausplatz 30 | Postfach 109 | 3000 Bern
E-Mail: culture@bluewin.ch
Tel.: 031 - 311 62 60

Leisten
Sie Widerstand.
Am elegantesten sind immer noch
Freiheit und Unabhängigkeit.



taz ist wahrer Luxus  **die tageszeitung**

Gönnen Sie sich 5 Wochen taz für 10 €. T (0 30) 25 90 25 90 | www.taz.de/luxus

Literatur

AFRIKA ASIEN LATEINAMERIKA

Nachrichten

ISSN: 0935-7807
PVSt: 63287
24. Jahrg. Nr. 95
Winter 2007
€ 5,- | Fr. 7,-

THEMA

Literatur aus Lateinamerika

nach dem Boom oder

Wo liegt eigentlich Macondo?

Eine Spurensuche von

Eva Karnofsky und anderen

Verrückte Welt

Juan Carlos Onetti, Uruguay

GESPRÄCH

Angelica Ammar und

Santiago Roncagliolo [Peru]

über den ganz normalen Terror

PORTRÄT

Marie-Célie Agnant [Haiti/Kanada]

Phantome der Erinnerung

PROSA UND POESIE

aus Ägypten, Pakistan, Peru

REZENSIONEN

Bücher aus Argentinien,

Mexiko, Nigeria,

Trinidad/Kanada

Irak, Palästina/Deutschland

